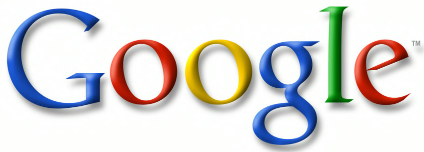
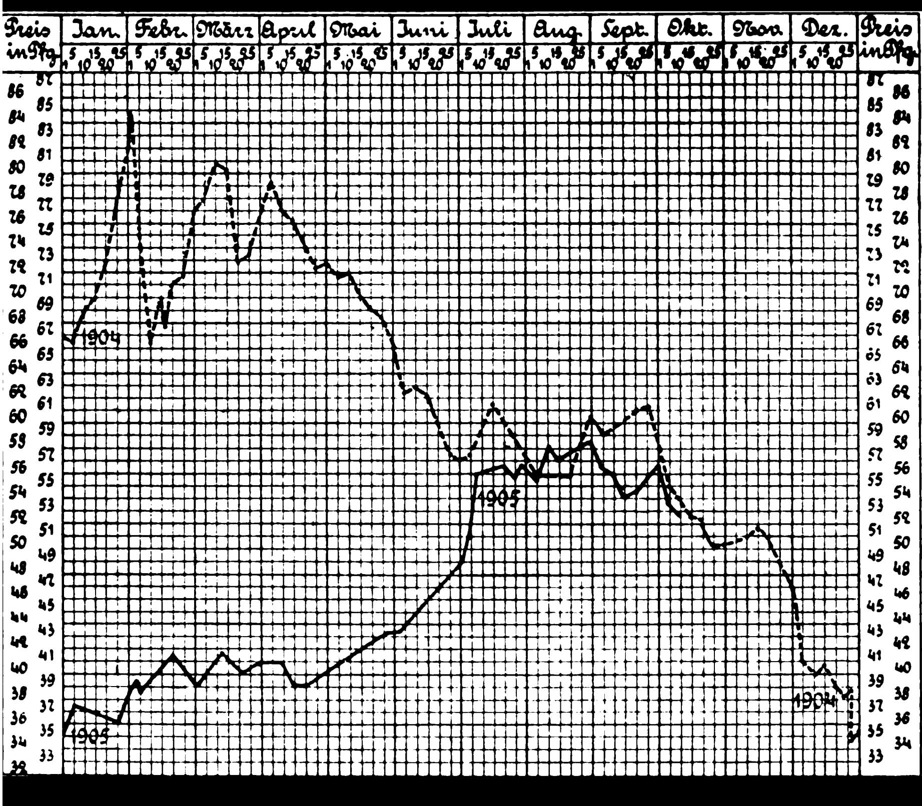




Grundzüge der deutschen Altertumskunde

Hermann Fischer

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre

Im Umfange von 130—180 Seiten
Geh. 1 M. Originalleinenbd. 1.25 M.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berufensten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten. ꝸ ꝸ Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen. Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten. ꝸ Ein planmäßiger Ausbau der Sammlung wird durch den Herausgeber gewährleistet. ꝸ Abbildungen werden den in sich abgeschlossenen und einzeln käuflichen Bändchen nach Bedarf in sorgfältiger Auswahl beigegeben.

Über die bisher erschienenen Bändchen vergleiche den Anhang

Grundzüge der deutschen Altertumskunde

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre
40

Grundzüge der Deutschen Altertumskunde

Von

Hermann Fischer
Professor an der Universität Tübingen





1908
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

G. F.

Vorwort.

Ein neues Buch kann sich, um sein Erscheinen zu rechtfertigen, auf zweierlei berufen: auf das Interesse, das man an seinem Gegenstande nehmen wird, und darauf, daß dieser Gegenstand in solcher Weise noch nicht dargestellt worden ist. Daß eine zusammenfassende Schrift über deutsche Altertumskunde einem weiteren Kreise von Lesern interessant sein dürfte, wird man annehmen können. Ich habe über den Gegenstand öfters in der einen und der andern Form akademische Vorlesungen gehalten und ihn im letzten Winter auch vor einem weiteren Kreise in einer Reihe von Vorträgen behandelt. Ich darf so hoffen, daß meine Veröffentlichung manchem nicht unwillkommen sein werde. Eine andere Darstellung des ganzen Gegenstandes gibt es zurzeit nicht; wer die inhaltsreiche Schrift von Franz Fuhse, „Die deutschen Altertümer", sich ansieht, wird bald finden, daß sie den Gegenstand von anderem Gesichtspunkt, in anderer Anordnung und nicht in derselben Ausdehnung behandelt. Wer über meine und Fuhses Schrift zu genauerem Einzelstudium weitergehen will, dem dürften etwa folgende Werke in erster Linie zu empfehlen sein:

Paul, Grundriß der germanischen Philologie.

Ranke, Der Mensch.

Sophus Müller, Urgeschichte Europas.

Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere.

Arnold, Deutsche Urzeit; Fränkische Zeit.

Gradmann, Das mitteleuropäische Landschaftsbild (Geographische Zeitschrift, Band 7.)

Meitzen, Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen usw.

Lindenschmit, Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit; Deutsche Altertumskunde, Teil 1 (einz.).

Heyne, Deutsche Hausaltertümer.

Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger.

Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte.

Knapp, Gesammelte Beiträge zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte; Der Bauer im jetzigen Württemberg.

Mogk, Germanische Mythologie.

Jähns, Geschichte des Kriegswesens.

Vor Darstellungen, die sich Kulturgeschichte nennen, ist eher zu warnen.

Tübingen, Sommer 1908.

Hermann Fischer.

Inhaltsverzeichnis.



Quellen der deutschen Altertumskunde.

Man kann unter dem Wort „Deutsche Altertumskunde" verschiedenes verstehen. Das unvollendete Riesenwerk Karl Müllenhoffs, das diesen Titel führt, wollte eine geschichtliche Darstellung alles dessen geben, was uns über die deutsche Urzeit überhaupt bekannt ist. Andere verstehen darunter bloß die Kunde von den greifbaren Überresten unserer Vergangenheit. Im Folgenden soll das Wort so verstanden werden, wie man von griechischen und römischen Altertümern redet. Es soll versucht werden, in den wichtigsten Zügen ein Bild des Lebens unserer deutschen Vorfahren von den ältesten Zeiten bis ins Mittelalter zu geben; wobei eine Grenze weder nach oben noch nach unten streng wird festgehalten werden können.

Zuerst aber wollen wir hier auf die Frage antworten: woher stammen unsere Kenntnisse über die deutsche Urzeit und Vorzeit?

Wenn wir die Kenntnis des alten Griechenlands und Roms zum größten Teil aus den eigenen schriftlichen Äußerungen dieser Völker schöpfen, so versagt diese Quelle für die deutschen Anfänge ganz. Eine Anzahl von Inschriftsteinen auf deutschem, eine größere auf skandinavischem Boden legt von der alten Sprache Zeugnis ab, für Deutschland nur sehr teilweise, denn die Mehrzahl der deutschen Inschriften bedient sich, wie noch im Mittelalter, lateinischer Sprache. Aber wir wären übel dran, wenn wir auf diese Dokumente angewiesen wären, aus denen wir etwa Götternamen und einiges andere kennen lernen. Einheimische Schriftsteller hat Deutschland erst an der Grenze des Mittelalters hervorgebracht, Urkunden und Gesetzesaufzeichnungen ebenso.

Manches lehrt uns die Betrachtung unserer deutschen Sprache. Mitunter kann schon die Untersuchung der Geschichte und Verwandtschaft der einheimischen Wörter lehrreich sein. Noch mehr aber lernt man aus den Fremdwörtern. Ihrer hat das Deutsche

bis zum Ende des Mittelalters nicht wenige aufgenommen. Sie sind lehrreich vor allem da, wo sie in gleichzeitigen Gruppen auftreten und von starker Beeinflussung durch fremde Kulturen reden. Vieles aus uralter Zeit ist uns unklar. Daß Wörter wie „Silber", „Hanf" nicht einheimisch sind, wird vermutet; aber wann und woher sie aufgenommen sind, wissen wir nicht. Die Germanen und insbesondere wir Deutsche standen, soweit unsere Kenntnis zurückreicht, geographisch zwischen keltischen Völkerschaften im Westen und Süden und slawisch-litauischen im Osten in der Mitte. Wir haben mit den einen und mit den andern manche Wörter gemein, die andern verwandten Sprachen fehlen, also auf eine gewisse Verkehrsgemeinschaft mit jenen hindeuten. Wichtiger sind die Lehnwörter. Den östlichen Nachbarn gegenüber haben wir uns nur gebend verhalten und, etwa mit vereinzelten Ausnahmen, von Slawen oder Ungarn erst ums Ende des Mittelalters diese und jene Wörter entnommen. Ganz wenige hat in sehr alter Vorzeit das Germanische dem Keltischen entlehnt; aber die dahin gehörigen „Amt", „Eid", „Reich" (alt Mask. = König, Neutr. = Reich) zeigen, daß wir einmal starken politischen Einfluß von jener Seite erfahren oder, teilweise wenigstens, unter keltischer Botmäßigkeit gestanden haben müssen; wozu Angaben bei alten Geschichtschreibern stimmen. Viel bedeutender sind spätere Entlehnungen. Es sind vor allem drei große Gruppen zu unterscheiden. Zuerst haben wir, von dem Beginn unserer Zeitrechnung an, bei den Römern zahlreiche Ausdrücke für Garten- und Hausbau entlehnt, die Veredlung der Gewächse, die Verwendung von Stein, Kalk, Backstein und dergleichen von ihnen gelernt und auch bei dem regen Handelsverkehr einzelne Wörter an sie abgegeben. Dann folgte die Ausbreitung des Christentums; sie hat uns für theologische Begriffe und kirchliche Einrichtungen eine Anzahl lateinischer, selten griechischer Wörter gebracht. Endlich, im elften Jahrhundert, die Einfuhr französischen Sprachguts durch das Emporkommen des Rittertums und der Ritterdichtung. Spätere Beeinflussungen von außen gehen uns hier nicht mehr an.

Nachdem die Deutschen in den Gesichtskreis der südlichen Völker getreten sind, haben wir bei römischen, auch griechischen Schriftstellern eine Menge von Angaben über unser Volk. Um nur ein paar wichtigere zu nennen: Den Reigen eröffnet der große Cäsar mit seinen gallischen Kriegsberichten. Dann der

ältere Plinius mit der ungeheuren Stoffmenge seiner Naturgeschichte. Das einzige Buch, das ein antiker Schriftsteller eigens uns gewidmet hat, ist die Germania des Tacitus, 98 oder 99 nach Christo rasch entstanden und von ungleichem Wert, aber voll unschätzbarer Angaben nach guten Quellen; nicht minder bedeutsam sind aber die Geschichtswerke desselben Verfassers. Von späteren Zeugen kann Ammianus Marcellinus hervorgehoben werden, der im vierten Jahrhundert Julian den Abtrünnigen auf seinen deutschen Feldzügen begleitet hat. Nicht viel später beginnen die Geschichten germanischer Völker, die durch Stammesgenossen geschrieben sind: der Goten durch Jordanes, der Franken durch Gregor von Tours, der Langobarden durch Paulus Diakonus. Unschätzbar sind besonders gelegentliche Notizen kulturgeschichtlicher Art, die in Briefen, Gedichten, in den Lebensbeschreibungen der christlichen Missionare u. a. eingestreut sind; nicht minder die Gesetze und Verordnungen einzelner Länder, die vom fünften und sechsten Jahrhundert an mit der Lex Salica, dem Gesetzbuch der Salfranken, beginnen. Ihnen reihen sich die fast zahllosen Urkunden meist privatrechtlicher Natur an, und endlich im dreizehnten Jahrhundert die großen Aufzeichnungen deutschen Land- und Lehnrechts, besonders der Sachsenspiegel und der ihm folgende Schwabenspiegel. Manches andere muß ich mir aufzuzählen versagen.

Aber sind denn aus den vielen Jahrhunderten deutscher Vorzeit keine greifbaren Reste, Reliquien auf uns gekommen, die mit vernehmlicher Sprache reden? Jawohl, und deren eine fast unübersehbare Menge. Es soll hier ein Überblick gegeben werden über die Funde alter Vorzeit, die auf deutschem, allgemeiner germanischem Boden gefunden sind. Von welchen Völkern sie stammen mögen, wird später zu sagen sein.

Man kann die vorzeitlichen Funde — oder, wie man sie gerne nennt, die prähistorischen, obwohl sie noch in die historisch bekannte Zeit hereinragen — nach ihrer Entstehungsart oder nach ihrem archäologischen Charakter einteilen. In der ersten Beziehung können wir drei Gruppen von Funden unterscheiden: menschliche Wohnungen, Depots und Grabstätten.

Von Wohnungen sind am primitivsten die in Höhlen. An

den Felswänden finden sich Zeichnungen eingeritzt, in dem Erdboden verschiedenartige Reste von Menschen und menschlicher Tätigkeit. Die Höhlenfunde fordern zu großer Vorsicht auf; denn es haben auch in geschichtlichen Zeiten oft genug Menschen in Höhlen gewohnt, das Erdreich ist von solchen Bewohnern, von Schatzgräbern, von Neugierigen öfters durchwühlt und die Gegenstände in Unordnung gebracht worden. Immerhin kennen wir aus Höhlen, namentlich durch die Wandzeichnungen, einige der wertvollsten uralten Wohnungen. Daneben mögen die alten Wohnungen in Erdfällen, die sogenannten Mardellen, kurz erwähnt sein.

Häufiger und wertvoller sind die Pfahlbauten, deren Inhalt durch den allmählich darüber gelagerten Seeschlamm in der alten Lage erhalten geblieben ist. Man kennt ihrer zahlreiche aus ganz verschiedenen Gegenden. Der alte Herodot gibt (5, 16 seiner Geschichte) ein farbiges Bild der Pfahlbauten des fischreichen prasischen Sees in Makedonien. Nur eine Brücke führt in das Pfahldorf, für das jeder neue Ehemann drei Pfähle einrammen muß. Aus jeder Hütte führt eine Falltür ins Wasser, und die kleinen Kinder werden angebunden, um nicht hineinzufallen. Der See ist so fischreich, daß es genügt, eine Reuse ins Wasser hinabzulassen, um sie kurz darauf voll Fische heraufzuziehen. In Süddeutschland haben die Voralpenseen, besonders der Züricher, Neuenburger und Bodensee, reiche Ausbeute gegeben; der Züricher Ferdinand Keller, von Friedrich Vischer in seiner Pfahlbaugeschichte als Feridun Kallar verewigt, hat sich um das Verständnis dieser Anlagen das größte Verdienst erworben und ein weit verbreitetes Modell davon entworfen. Die Pfahlbauten zeugen öfters schon von einer entwickelten bäuerlichen Kultur. Man hat Reste von Rindvieh, Pferden, Schafen, Ziegen, Schweinen, Hunden, von verschiedenen Getreide- und Obstarten, von Flachs, von Nähzeug darin gefunden. Einer bestimmten Zeit sie zuzuweisen, ist ganz unmöglich; sie müssen, nach dem Material der Werkzeuge zu schließen, von der ältesten, metalllosen Zeit bis in historische bestanden haben; ist doch noch ein Jahrtausend nach dem alten Herodot die größte aller Pfahlbauten, die Stadt Venedig, entstanden.

Von Wohnhäusern auf dem Land ist aus vorrömischer Zeit bei uns nur wenig erhalten; geht doch auch vieles, was im Volk als Römerturm und dergleichen bezeichnet wird, erst auf

mittelalterliche Zeit zurück. Nur Befestigungsanlagen aus Erdwällen sind aus so alter Zeit öfters erhalten; zur Vorsicht mahnen kann es immerhin, wenn ein paar Schanzen am Nordrand der schwäbischen Alb, die man für vorrömisch hielt, sich dokumentarisch als Teile einer Befestigung um 1700 erwiesen haben.

Auch wo Spuren einer eigentlichen Wohnung nicht zu finden sind, können Aschen-, Speisereste und dergleichen von kürzerer oder längerer menschlicher Anwesenheit Zeugnis ablegen.

Unter Depots versteht man Massenfunde gleichartiger oder ähnlicher Gegenstände, die von Menschenhand zusammengetragen sind, sei es als Magazine, sei es, um sie zu flüchten. Als Beispiel genügt der berühmte Fund von La Tène im Neuenburger See mit zahlreichen Eisengeräten. Auch der Fund zahlreicher Mammutzähne bei Cannstatt wird mit Recht als ein Depot erkannt.

Endlich die Grabstätten. Die Frage, wann die Leichen verbrannt wurden, wann sie unverbrannt bestattet wurden, ist hier ziemlich nebensächlich, weil auch die verbrannten Reste nicht etwa, wie heutzutage, in einem Gefäß mit nach Hause genommen wurden — dazu wäre die Verbrennung meist viel zu unvollständig gewesen —, sondern verbrannt oder unverbrannt wurde die Leiche dem Boden übergeben. Andere Formen als die Beerdigung sind große Ausnahmen, z. B. die Aussetzung auf ein Schiff, und von solchen sind auch naturgemäß keine Überreste auf uns gekommen.

Nur in der Nähe der Meeresküste, dort aber von der Iberischen Halbinsel bis nach Skandinavien, finden sich die Grabmäler aus großen, offenbar am Ort erratisch gefundenen Steinen, die sogenannten megalithischen Denkmäler, die wir mit keltisch-englischen Namen wie Dolmen, Menhir, Stonehenge bezeichnen. Ihre Form, Größe und die Zahl der verwendeten Steinblöcke ist mannigfaltig.

Das Binnenland kennt nur zwei Formen von Gräbern, die Grabhügel und die Reihengräber. Die Hügel sind aus Erde aufgeworfen, meist kreisrund, mitunter von einem Steinkreis umgeben; ihr Durchmesser schwankt etwa zwischen vier und zehn, ihre Höhe zwischen einem und fünf Metern. In ihnen sind oft mehrere Leichen beigesetzt und zwar nicht gleichzeitig; denn sie liegen nicht nur neben, sondern auch übereinander. Soweit die Toten verbrannt sind, ruhen ihre Reste in Tongefäßen, unver-

brannte in Särgen, in sogenannten Totenbäumen, d. h. gehöhlten Baumstämmen, oder in der bloßen Erde. Die Reihengräber, die im allgemeinen die spätere und späteste Form der Bestattung sind, unterscheiden sich in der Anlage nicht von den heutigen Friedhöfen.

Die Gräber sind wie die Wohnorte weniger durch ihre Anlage von Bedeutung, als durch die den Toten nach alter Sitte und oft in großer Menge mitgegebenen Beigaben, die uns einen großen Teil ihres Haushalts kennen lehren: die vollständige Gewandung, soweit sie sich erhalten konnte, samt dem öfters reichen Schmuck, Gerätschaften, Waffen, Speise, Haustiere, Pferdezeug, Jagdfalken und anderes mehr.

Die vorzeitlichen Funde können dann aber auch nach ihrem archäologischen oder Kunstcharakter unterschieden werden. Es lassen sich dadurch ältere und neuere Perioden unterscheiden; wenigstens in den groben Umrissen, denn es ist ohne weiteres klar, daß die eine Landschaft schon eine fortgeschrittenere Technik haben konnte, die in eine andere erst später eingeführt wurde, und daß auch am selben Ort altes und neues noch einige Zeit nebeneinander hergehen konnte.

Die älteste Zeit hat nur Werkzeuge und Waffen aus Stein gekannt. Und zwar pflegt man wieder als die älteren diejenigen Funde anzusehen, in denen nur unpolierte, zu einer scharfen Spitze und Schneide zurechtgeschlagene Geräte aus Feuerstein oder verwandtem hartem Material erscheinen: Pfeil- und Lanzenspitzen, kleine Messer u. dergl. Daneben finden sich aus Knochen und Geweihen gefertigte Nadeln, Angeln, Pfeilspitzen, Hämmer u. a. Solche Funde reichen zurück bis in die geologische Periode des sogenannten Diluviums, vor den große Teile Deutschlands mit Eis bedeckenden Eiszeiten. Der Mensch hat damals noch mit Mammuten, Nashörnern, Höhlenbären und andern Tieren der Vorzeit zusammen gelebt.

In späterer Zeit, welche geologisch mit der unsern direkt zusammenhängt, treten Werkzeuge aus geschliffenen harten und zugleich zähen Gesteinen hinzu, insbesondere aus Nephrit und nahverwandten Arten. Namentlich sind Beile und Hämmer verschiedener Formen zu erwähnen.

Von Nutzmetallen tritt sodann zuerst das Kupfer auf. Es ist jedoch nur kurze Zeit und in kleinem Umfang rein verwendet worden; rasch tritt die Bronze an seine Stelle, deren Legierung aus etwa neun Zehnteln Kupfer und einem Zehntel Zinn der heute

üblichen schon gleich ist. Aus diesem Stoffe konnten nun schon weit größere dauerhafte Geräte verfertigt werden. Es finden sich Schwerter, Messer, Dolche, Rasiermesser, Pfeil- und Lanzenspitzen, zahlreicher Schmuck, Gefäße usw. Besonders charakteristisch sind die sogenannten Kelte (lat. celtis = Meißel), beil- oder meißelartige Geräte der verschiedensten Form und Größe. Die Bronzefunde treten besonders reich und kunstvoll in Skandinavien auf; man kann innerhalb ihrer wieder verschiedene Zeiten unterscheiden. Für Mittel- und Nordeuropa wird das vorletzte Jahrtausend vor Christo und der erste Teil des letzten angenommen.

Endlich erscheint das Eisen; neben ihm bleibt bis auf diesen Tag die Bronze für gewisse Zwecke, tritt aber für Werkzeuge und Waffen rasch zurück. Die erste Eisenzeit nennt man nach dem großen Gräberfeld bei Hallstatt im Salzkammergute die Hallstätter Periode. Die ihr angehörigen Funde erstrecken sich über Teile von Frankreich und Italien, über die Alpenländer, die Schweiz, Süddeutschland, weiter östlich reichen sie nach Norddeutschland hinein und finden sich nach Osten bis an den Kaukasus. Manche von ihnen zeugen von nicht unbedeutendem Reichtum. Die erste Hälfte und die Mitte des letzten Jahrtausends vor Christo wird für die bei uns gemachten Funde dieses Charakters angenommen.

Eine spätere Periode nennt man nach dem früher erwähnten großen Depotfund vom Neuenburger See die La-Téne-Periode. Sie reicht herab bis zur Zeit der römischen Eroberung, ihre Funde von den Alpenländern bis Schlesien, Westungarn, Italien, Nordostfrankreich und nach den Britischen Inseln.

Die Römer haben Gallien, West- und Süddeutschland seit der Mitte des letzten Jahrhunderts vor Christo sich unterworfen, bis vom dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an ein Stück nach dem andern von ihrer Herrschaft abbröckelte und um die Mitte des Jahrtausends im fränkischen Reich eine neue Staats- und Kultureinheit für Mitteleuropa entstand. Wie bedeutend die Kultureinwirkungen der römischen Macht gewesen sind, braucht man nicht zu sagen; es ist vorhin an den Lehnwörtern jener Zeit gezeigt worden. In den Funden der Römerzeit mischt sich Römisches und Einheimisches zu einer Art von mitteleuropäischem Provinzialstil.

Endlich gehören der Zeit des fränkischen Reichs die Fur

an, die man merowingisch nennt, die aber auch noch ein Stück in die karolingische Zeit hineinreichen mögen. Man findet sie in England, Nordfrankreich, Mittel- und Süddeutschland, Burgund, in langobardischen und westgotischen Gräbern, ähnlich auch in den Ostseeländern. Das während der fränkischen Zeit sich immer mehr befestigende Christentum hat, wenn auch recht langsam, die Grabbeigaben abgeschafft und so für spätere Zeiten eine reiche Wissensquelle für uns verstopft.

Was sagen uns nun diese Funde der Vorzeit über die alte Kultur und deren Träger auf unserem Boden? Zunächst ist einleuchtend, daß der Übergang vom Stein zur Bronze und von dieser zum Eisen ein Fortschritt, eine Erleichterung der Arbeit gewesen ist. Man hat sich daher die Kultur der Steinzeit früher recht kümmerlich vorgestellt. Darüber ist man eines andern belehrt worden. Man hat durch Versuche, besonders solche, die man vor etwa zwanzig Jahren an herumreisenden Feuerländern mit ihren Steinwerkzeugen gemacht hat, sich davon überzeugt, daß sich Feuersteinwerkzeuge mit geringer Mühe herstellen lassen und daß die Arbeit mit Steinbeilen u. dergl. doch rascher fördert, als man geglaubt hatte. Außerdem haben Funde der letzten Jahre, besonders die von dem Heilbronner Arzte Schliz bei Großgartach gemachten, bewiesen, daß es in der späteren Steinzeit eine seßhafte bäuerliche Bevölkerung mit festen Häusern, Ackerbau und Viehzucht gegeben hat.

Schon in so alter Zeit hat, wie Einzelheiten mancher Funde zeigen können, Handelsverkehr mit fremden Völkern stattgefunden. Feuerstein zwar findet sich an sehr vielen Orten, wenn auch nicht überall. Dagegen kann der Nephrit (aus dem übrigens nicht alle alten Steinbeile bestehen) nicht auf deutschem Boden gefunden, sondern muß aus Italien eingeführt sein. Daß Kupfer und Bronze von auswärts stammen, ist vollkommen sicher. Man findet in der ältesten Bronzezeit fertig eingeführte Fabrikate, später ist mehr nur das Material eingeführt und im Lande verarbeitet worden, wie gefundene Bronzebarren und Gußformen bezeugen. Ebenso ist später das Eisen eingeführt worden. Wie reich Deutschland an Roheisen ist, weiß man ja; aber es zu gewinnen hat man bei

uns erst spät gelernt, noch Tacitus meinte, es komme bei uns wenig vor.

Wer sind aber endlich die Leute, die uns jene Zeugnisse einer Jahrtausende langen Vorgeschichte hinterlassen haben? Man hat früher gemeint, die neuen Materialien und die dadurch gegebenen Kulturförderungen seien jedesmal von neuen, siegreich einwandernden oder kolonisierenden Völkern eingeführt worden. So wenig im einzelnen Falle solche Wanderungen völlig unmöglich zu nennen sind, so wenig hat man es nötig, sie als allgemeines Erklärungsmittel anzunehmen. Spuren alten Handelsverkehrs findet man auf Schritt und Tritt; man kann bei einzelnen wichtigen, durch die Natur gegebenen Handelswegen beobachten, wie ihnen entlang die Funde sich häufen, von ihnen entfernt seltener werden. Wir haben uns also solche Kulturveränderungen zwar langsamer vorzustellen als heutigentags — obwohl es mit weltgeschichtlichem Maße gemessen nicht viel ausmacht, ob jemand von Rom nach Berlin zwei Tage oder zwei Monate braucht, so war der Verkehr jedenfalls seltener, daher das Durchdringen des Neuen längerer Zeit bedürftig —, aber anders geartet als heutigentags ist die Verbreitung des Neuen gewiß nicht gewesen. Sollten wir anderweitige Gründe zu der Annahme haben, daß auf unserem Boden vor uns andere Völker gewohnt haben, so werden wir das anzunehmen haben; die Archäologie der Funde lehrt uns darüber nichts und läßt auch die entgegengesetzte Annahme zu. Wir werden darüber bald mehr hören.

Daß die Metalltechnik von den Mittelmeervölkern gekommen ist, das zeigt die Ornamentik, die in Abhängigkeit von der Formsprache der uralten Funde des griechischen Bodens steht. Der Wege, auf denen diese Technik sich verbreitet hat, können mehrere sein; denn das Gebiet der alten Mittelmeerkultur reicht von Vorderasien bis Spanien.

Land und Leute.

Über die Naturbeschaffenheit des deutschen Landes lauten zwar nicht alle Stellen bei antiken Gewährsmännern so schlimm wie die des rhetorischen Tacitus: „Wer hätte Asien, Afrika oder Italien verlassen und nach Germanien wandern mögen, dem ungestalten Land unter einem rauhen Himmel, traurig für den Anbau und für das Auge eines jeden, dem es nicht seine Heimat ist?“ (Germania 2.) Aber ungefähr so drücken sich doch auch andere aus, und besonders die Menge von Wald und Sumpf wird öfters hervorgehoben: „im ganzen entweder rauhes Waldland oder wüstes Sumpfland“, sagt wieder Tacitus (G. 5), und der ältere Plinius: „Die Wälder erfüllen ganz Germanien“ (Naturgeschichte 16,5). Diese Vorstellung hat die Wissenschaft bis vor kurzem beherrscht; und auch die bildende Kunst hat eine germanische Volks- oder Familienszene nicht leicht wo anders hin verlegt als an oder in einen mächtigen Eichwald. Wir müssen diese Vorstellung fahren lassen. Daß seit der Römerzeit viel Land bei uns urbar gemacht oder wenigstens entwaldet worden ist, das lehrt allerdings die Wirtschaftsgeschichte. Aber wenn heutzutage im Deutschen Reiche der Wald etwa ein Viertel der Bodenfläche bedeckt, in dem waldreichsten Regierungsbezirk Preußens vier Zehntel und nur in kleinen Bezirken von wenig Quadratmeilen bis zu drei Vierteln: so dürfen wir diese Ziffern für das Altertum nicht in dem Maße steigern, wie man gemeint hat. Die Angaben der Alten werden nicht nur überhaupt übertrieben sein — das Gegenteil davon ist psychologisch gar nicht zu erwarten —, sondern sie sind vor allem aus den Niederungen des Nordwestens geschöpft, die zum Teil noch jetzt viel Wald tragen, zum Teil nachweislich erst im Mittelalter zur Gewinnung und Verhüttung des Raseneisensteins abgeholzt worden sind; dort haben die Wälder und Sümpfe, die den Untergang des Varus mit

verschuldet und die Strafexpedition des Germanicus sehr erschwert haben, sich den Römern unauslöschlich ins Gedächtnis geprägt. Aber auch dort ist ein zusammenhängender Urwald nicht denkbar, wenn Menschen dort gewohnt haben. Der Urwald des Nordens nährt den Menschen nicht; die Vorstellung von einem Hirten- und Jägervolk in ihm ist unhaltbar. Wir kennen jetzt die sibirischen Urwälder, in die, soweit nicht moderne Maschinen Bahn gebrochen haben, die verwegensten Zobeljäger sich nicht tiefer als höchstens hundert Kilometer hinein wagen. Ein an Zahl doch immerhin so beträchtliches Volk wie die Gesamtheit deutscher Völkerschaften vor zweitausend Jahren kann nicht in einem unwirtlichen Waldlande gewohnt haben. Dazu kommt, daß deutliche Spuren von Seßhaftigkeit und Ackerbau bis in die jüngere Steinzeit zurück zu finden sind; um welches Volk es sich damals handeln möge, ist einerlei: sicher ist, daß auf unserem Boden sehr lange vor unserer Zeitrechnung Feldbau getrieben worden ist.

Zu dieser Betrachtung stimmen die Ergebnisse der Geologie und Pflanzengeographie. Unter der Herrschaft eines trockenen Klimas war während der Diluvialzeit ein großer Teil unseres Landes waldloses Steppengebiet. Wenn dann auch später der Wald bei feuchter gewordenem Klima wieder vordringen mochte, so zeigt die große heutige Verbreitung von Pflanzenarten, die für die Steppe charakteristisch sind, daß große Gebiete seit der Diluvialzeit unbewaldet geblieben sein müssen. Dazu gehören die Oberrheinische Tiefebene, das Alpenvorland, die Terrasse der Schwäbischen und Fränkischen Alb, die Niederungen des Neckar- und Mainlandes, Nordböhmen, der Ostrand des Harzes, die großen niederdeutschen Stromterrassen. Dort konnten Menschen wohnen, und in eben jenen Gegenden finden sich die Spuren prähistorischer Ansiedlungen; von der späteren Steinzeit bis an die Römerzeit hin erweitert sich das Gebiet der Funde nicht über jene Gegenden hinaus. Wir haben also große Gebiete unbewohnten Waldlandes und dazwischen solche bewohnten waldlosen Landes anzunehmen. Erst historische Zeiten haben allmählich das Kulturland künstlich weiter ausgedehnt.

Das waldlose Land haben wir, abgesehen von dem Äußeren der menschlichen Ansiedlungen, uns nicht viel anders als später zu denken. Und ebenso sind die Bäume des Urwaldes und die

geographische Verbreitung der einzelnen Arten und Familien, wenn auch die menschliche Hand da und dort eingegriffen hat, nicht wesentlich andere als jetzt; die Lebensbedingungen der verschiedenen Bäume sind zu fest gegeben, als daß hier bei gleicher Bodengestalt und gleichartigem Klima, wie wir solche seit den Eiszeiten anzunehmen haben, fundamentale Änderungen möglich gewesen wären. Der Nordabhang der Alb, soweit sie nicht im Westen über 900 Meter ansteigt, ist immer mit Buchenwald, der Schwarzwald und die Schwäbisch-Fränkischen Keuperhöhen mit Nadelholz bestanden gewesen; für die letzteren hat man gezeigt, wie der römische Grenzwall sich auffallend an die Grenze des Nadelwaldes anschließt; dessen Ausdehnung in jenen Gegenden müssen also die Römer schon vorgefunden haben. Die Arbeit des Forstmanns hat nur im einzelnen eingegriffen. Vor allem hat sie den Ertrag gesteigert. Wo auf der nordischen Erde noch Urwald zu finden ist, ist er weit entfernt von der prachtvollen Üppigkeit des Forstes. Noch im Mittelalter war der Wald vielfach mit Lichtungen durchsetzt, die halb Wald, halb Grasland waren.

Man hat sich den alten deutschen Wald außerordentlich wildreich vorgestellt; man mußte das tun, wenn man die Hauptnahrung des Volks im Fleisch der erlegten Tiere suchte. Auch davon sind große Abzüge zu machen; das Innere großer Urwälder, das in den Tropen für Affen oder Katzenarten zugänglich ist, ist es nicht für das auf der Erde wandelnde Wild: die sibirischen Urwälder sind „zum Verhungern leer“, nur der Bär hat Wege dadurch gebahnt. Wie viel da war, wissen wir auch für spätere Zeit nicht; es wird uns mehr daran liegen, zu wissen, welche Arten wilder Tiere unser Land gehegt hat. Wenn die Wildkatze und Wildsau noch heute vorkommt, der Luchs und Wolf noch bis ins neunzehnte, der Bär gelegentlich bis ins achtzehnte Jahrhundert in Deutschland vorgekommen ist, so sind andere große und besonders schädliche Tierarten schon früher verschwunden.

Hirsche und Rehe haben wir, jene wenigstens streckenweise, noch immer; freilich nur, weil der Forstmann sie hegt, der Bauer hätte ihnen längst den Garaus gemacht. Der ihnen verwandte Elch, das Elentier, heute nur noch im nordöstlichen Deutschland zu finden, hat der Kultur weichen müssen; er ist sehr schädlich und liebt sumpfiges Land. Wann er in den einzelnen Gegenden verschwunden ist, weiß niemand. Gehabt

hat ihn auch unser Süden; Orte wie „Ellwangen" sind nach ihm benannt. Auch Cäsar und Plinius wissen schon von ihm; ja Cäsars Angabe kann beweisen, daß unseren Vorfahren zu seiner Zeit das Jägerlatein schon bekannt war. Man hat ihm erzählt, der Elch habe keine Gelenke an den Beinen; wenn er umfällt, kann er nicht wieder aufstehen; da er sich deshalb zum Schlafen an einen Baum lehnt, so werden solche Bäume von den Jägern angehauen, wenn dann der Elch sich daran lehnt, so drückt er den Baum um und muß liegen bleiben.

Unter den rindviehartigen Wiederkäuern sind drei Gruppen zu bilden: Büffel, Bisonten und die unserem Hausvieh nächst verwandten Arten. Der Büffel, d. h. der richtig so genannte, lateinisch bubalus, ist das bekannte am und im Wasser lebende, zähmbare Vieh Südeuropas und Südasiens, das jeder Besucher Ungarns und der italienischen Sumpfgegenden kennt. Bei uns hat er nie gelebt; auch wann er nach Südeuropa gekommen, ist nicht sicher.

Dagegen sind Wisent und Ur bei uns einheimisch gewesen, auch in Süddeutschland deuten Ortsnamen wie Wiesensteig (Wisontessteiga) und Urach auf ihre Anwesenheit hin. Leider werden sie schon in alten Quellen nicht immer richtig auseinandergehalten, obwohl sie so verschieden sind als möglich; was doch wohl auf ein frühes Verschwinden in den südlicheren Gegenden schließen läßt. Der Freiherr Sigismund von Herberstain, der nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Masovien als Jagdgast beide Tiere kennen gelernt hat, fand jene Konfusion schon vor und hat, sie zu beseitigen, beide beschrieben und abgebildet.

Der Wisent ist die nordeuropäische und nordasiatische Bisontenart, deutsch zumeist fälschlich Auerochs genannt, von dem nordamerikanischen Bison, falsch Büffel, wenig verschieden; eine nicht durch Größe, aber durch Kraft und unzähmbare Wildheit ausgezeichnete Bestie mit schwärzlicher Farbe, hohem Widerrist, starker Mähne und kleinen Hörnern. Er lebt jetzt in Europa nur zu ein paar Hunderten gehegt im Bialowiczer Forst in Litauen.

Von dem Ur, lateinisch urus, weiß schon Cäsar; er wird nach ihm in Gruben gefangen und seine großen Hörner als Trinkhörner gebraucht. Daß er an Größe dem Elefanten wenig nachstehe, wird wieder übertrieben sein. Gewiß aber ist, daß er vom Hausvieh durch schwarze Farbe und bedeutendere Größe ver-

schieden war; Tacitus (Annalen 4, 72) weiß von einem römischen Steuerbeamten, der die Friesen dadurch zum Aufstand trieb, daß er ihnen für die Entrichtung ihres in Ochsenfellen bestehenden Tributs Urfelle als Muster vorschrieb. Im übrigen gehörte er nach der ganzen Erscheinung derselben Gruppe mit dem zahmen Rindvieh an; Herberstain erzählt, er paare sich mit zahmen Kühen, und ein kundiger Forscher hat das großwüchsige Schweizer Vieh aus der Paarung mit Uren ableiten wollen.

Wenn Plinius sagt, der Norden ernähre auch Herden wilder Pferde, so hat man dagegen richtig geltend gemacht, daß das Pferd im Urwald ganz unmöglich leben konnte. Auf den waldlosen Strecken kann es jedoch füglich gelebt haben. Da es indes als Haustier bei uns weit älter ist als die Zeit des Plinius, so kann seine Angabe auch von verwilderten Pferden herrühren.

Über die alte Vogelwelt wird kaum mehr zu sagen sein, als daß einzelnes Federwild wie die Reiher weit seltener, anderes wie die Trappe geographisch stark zurückgedrängt worden ist.

Wer sind die Bewohner Deutschlands in ältester und alter Zeit?

Was wir deutsch nennen, ist ja nur ein Hauptteil des Volkes, das wir nach dem Vorgang der Alten, zumal seit dem maßgebenden Beispiel Cäsars, als Germanen bezeichnen. Wo staatliche Zusammenhänge und Trennungen nicht vorhanden oder nicht mehr erkennbar sind, da trennen wir, anders als die Alten, die mehr nach der Kultur unterschieden, nach der Sprache in erster Linie und, wo wir kein anderes Kriterium haben, nach ihr allein. Die germanischen Sprachen bilden dann wieder einen Teil der großen indogermanischen Sprachgruppe, die Hindus, Iranier, Armenier, Griechen, Italiker (Romanen), Kelten, Germanen, Litauer und Slawen umfaßt. Da Sprachgemeinsamkeit mit Notwendigkeit auf früheres Zusammenwohnen hinweist, so hat man nach einer Heimat der Indogermanen gesucht. Man fand sie früher in Nordost-Iran und führte die Verschiedenheit ihrer Sprachen auf successive Auswanderung der einzelnen Volksteile zurück. Jetzt ist man zu der Erkenntnis gelangt, daß jene Sprachtrennungen so gut wie bei den Mundarten moderner

Sprachen während des Nebeneinanderwohnens entstanden sein werden, und sucht die Heimat der Indogermanen lieber im östlichen Mitteleuropa.

Ob nun die Indogermanen neben der gemeinsamen Sprache auch gemeinsame Körpermerkmale besessen, ob sie also eine eigene Rasse gebildet haben, das ist damit noch nicht gesagt. Wenn sich heute im allerengsten Kreise Menschen mit ganz verschiedener Haarfarbe, Kopfform und Körpergröße zusammenfinden können, so wird man für alte und älteste Zeit größere Unvermischtheit der Rasse anzunehmen geneigt sein. Unbedingt als richtig bewiesen ist diese Vermutung an sich noch nicht. Abweichungen zwischen Lebewesen derselben Art fallen dem, der mit ihnen lebt, immer stärker ins Auge. Man weiß, daß der Schäfer seine einzelnen Schafe kennt, und einem deutschen Professor hat einmal ein japanischer Student auf die Bemerkung, die Japaner sehen alle gleich aus, geantwortet: Die Deutschen auch. Es kann also reine Rasse, d. h. gemeinsame Abstammung ohne fremden Zusatz, auch bei erheblichen Unterschieden des Aussehens vorhanden sein. Aber auch umgekehrt: gleicher Körpertypus kann auch da entstehen, wo Leute verschiedener Abstammung lange Zeit hindurch zusammen gewohnt und nach außen sich abgeschlossen haben. Die Frage nach einer indogermanischen Urrasse ist also vollkommen unlösbar. Nur die andere Frage kann etwa aufgeworfen, aber von vornherein nur nach tatsächlichen Beobachtungen, nicht nach allgemeinen Erwägungen oder Wünschen beantwortet werden: lassen sich nicht gewisse Züge körperlicher Erscheinung als gemeinsam und zugleich spezifisch indogermanisch ansehen? Kein alter Autor kann uns darüber ein Wort sagen; denn der Begriff indogermanisch ist nur wissenschaftlich erschlossen, nicht überliefert. Allerhöchstens helle Haarfarbe läßt sich als indogermanisch vermuten. Bei denjenigen Indogermanen, welche in den alten Sitzen geblieben sind, bei Germanen und Slawen, findet sie sich; die nach Süden und Südosten Vorgedrungenen haben dort schwarzhaarige Völker vorgefunden und sich mit ihnen vermischt. Bei Homer kann ein König blond genannt werden, und die vornehmsten Brahmanenfamilien sollen etwas heller als die andern sein. Aber das ist alles, was man gefunden hat. Eine indogermanische Kopfform ist nicht nachzuweisen, und die sprachlich unverwandten Finnen sind auch blondhaarig.

Besser steht's mit den Germanen. Die Alten haben sie für

ein unvermischtes, nicht von außen eingewandertes Volk gehalten und ihnen übereinstimmend große Körperlänge und blondes, auch wohl rötliches Haar zugeschrieben. Die moderne Forschung hat ein drittes Merkmal hinzugefügt: die Langköpfigkeit. Das Verhältnis zwischen Breite und Länge des Schädels und des Gesichts ist bei verschiedenen Menschenrassen verschieden. Der Schädelindex, das heißt die Zahl, welche die Breite des Schädels ausdrückt, wenn seine Länge von vorne nach hinten mit 100 bezeichnet wird, schwankt etwa zwischen 60 und 100, wobei aber diese Extreme selten erreicht werden. Man redet demnach von Langschädeln (dolichocephal), Kurzschädeln (brachycephal) und mittlerer Schädelbildung (mesocephal) und rechnet den germanischen Typus im Unterschied von dem anderer europäischer Völker dem dolichocephalen zu. In denjenigen Teilen germanisch redender Bevölkerung, wo rein germanische Abstammung geschichtlich am wahrscheinlichsten ist, findet man Blondheit, hohen Wuchs und Dolichocephalie vereinigt, so auf deutschem Boden im Nordwesten und beim Adel; da, wo Mischung wahrscheinlich ist, treten alle diese Merkmale stark zurück. Ebenso hat man in den merowingischen Reihengräbern zwar keine blonden Haare gefunden, die sind längst vermodert, wohl aber lange Skelette und ganz vorwiegend Langschädel. Es wird aber gut sein, hinzuzufügen, daß man über eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht hinaus kommt; denn nicht alle Tatsachen wollen sich dem fügen.

Die ältesten Sitze der Germanen, von denen wir wissen oder die wir erschließen können, liegen zwischen der Weser im Westen, den mitteldeutschen Gebirgen im Süden und der Weichsel im Osten. Westlich und südlich davon haben keltische Völkerschaften gewohnt, östlich slawische und litauische. Ob vor diesen indogermanischen Völkern früher andere unsern Boden bewohnt haben, das wissen wir nicht. Als man noch glaubte, die Indogermanen seien aus Asien eingewandert, da lag eine solche Annahme nahe. Für Südeuropa ist sie zweifellos. Iberer in Spanien, Ligurer in Südfrankreich und Norditalien, Etrusker in Italien, vorhellenische Völker in Griechenland: das sind historisch bezeugte Nicht-Indogermanen. Sie wurden von den aus Mitteleuropa gekommenen

Indogermanen allmählich zum Verschwinden gebracht, sind in ihnen aufgegangen, nicht ohne daß sie jenen Nordländern von ihrer Körperbeschaffenheit und von ihrer alten Kultur vieles mitgeteilt hätten. Wer die Leute waren, die auf jetzt deutschem Boden uns die Reste der Steinzeit hinterlassen haben, das auszumachen haben wir kein Mittel. In den östlichen Alpenländern ist der alte Name der Räter, nach dem später zwei römische Provinzen Rätien benannt wurden, deren eine in dem Namen „Ries" fortlebt, der eines nichtindogermanischen Volkes. Anderswo fehlen solche Spuren, und die Möglichkeit ist weder abzuleugnen noch als tatsächlich zu beweisen, daß schon die ältesten Reste den oben genannten indogermanischen Völkern angehören. Man hat früher gerne von Finnen auf deutschem, wenigstens norddeutschem Boden geredet. Es fehlt dafür jede Spur eines Beweises, während es allerdings sicher ist, daß in Skandinavien eine alte finnisch-lappische Bevölkerung von den vordringenden Germanen immer mehr auf ihre jetzigen Sitze im Norden und im Gebirge eingeschränkt worden ist. Diese nordischen Germanen haben in Skandinavien schon vor dem Beginn unserer Zeitrechnung, vielleicht schon lange zuvor, gewohnt; wenn einzelne deutsche Völker des Festlands aus Skandinavien gekommen zu sein behaupteten und wenn manche moderne Forscher einen skandinavischen Ursprung der Germanen überhaupt annehmen wollen, so kann man diese Hypothese dahingestellt lassen, für die man wohl nie einen bestimmten Beweis finden wird. Die prachtvollen Geräte und Waffen der skandinavischen Bronzezeit mögen immerhin den Haushalt germanischer Leute geziert haben, die dort in langer Blütezeit zu Reichtum gelangten. Überhaupt hat man keinen Anlaß, daran zu zweifeln, daß die Reste der nordeuropäischen Bronzezeit schon denselben Völkern angehört haben, die später dort wohnten.

Zu der Zeit, wo Cäsar uns zuerst genauere Nachrichten gegeben hat, ein halb Jahrhundert vor Christo, da waren die oben gezogenen Völkergrenzen schon beträchtlich verschoben. Wir wissen aus der alten Geschichte, wie nicht ganz vierhundert Jahre vor Christo ein Keltenschwarm sich nach Italien ergoß, reichlich hundert Jahre später ein solcher Griechenland bedrohte und wie damals im Herzen Kleinasiens das kleine Land entstanden ist, das den Namen der Galater — so sagten die Griechen statt des von den Römern gebräuchten Namens Gallier — dort fortgepflanzt hat. Ob jene Keltenschwärme schon getrieben waren

von nachdrängenden Germanen? Vereinzelt tritt das germanische Volk der Bastarner, an die Karpathen vorgeschoben, in den Macedonierkriegen der Römer im zweiten Jahrhundert vor Christo auf. Dann klopfen im Jahr 113 die Kimbern und Teutonen an die Tore der Alpen und werden erst zwölf Jahre später vernichtet. Diese Bewegung ist nur ein Teil der weiteren Ausbreitung germanischer Völker, die wir sonst nicht genau kennen, deren Tatsache aber sicher ist und auch an mehreren Stellen von den Alten bezeugt wird. Die nordwestdeutsche Landschaft zwischen Weser und Rhein ist zu Cäsars Zeit schon germanisch; der Name Germanen, der selbst keltischer Sprache entstammt, kommt zu Cäsars Zeit auch schon einem westrheinischen Volke in der Gegend von Lüttich zu, ohne daß man bestimmt sagen könnte, ob es ein keltisches oder ein deutsches, vielleicht nach Cäsar selbst ein Überbleibsel der Kimbern und Teutonen war. Auch westlich des Oberrheins kommen damals schon deutsche Völkerschaften neben keltischen vor, auch nachdem Cäsar die dort drohend sich ausdehnende Macht des Sueben Ariovistus vernichtet hat. Tacitus läßt Germanien nach Süden bis zur Donau reichen und weiß nicht, ob er die Leute des Dekumatenlands südlich des Römerwalls Germanen oder Gallier nennen soll. Im deutschen Mittelgebirge bis nach Böhmen hinein saßen Germanen und Kelten untereinander; der Name Böhmen und der Name Baiern bewahren beide den alten des keltischen Stammes der Bojer, und der der keltischen Volker ist im altdeutschen Walch erhalten, das dem Engländer einen Kelten (Wales, Cornwall), dem Deutschen einen Romanen (welsch, Walache) bezeichnet. Die keltische Sprache, in Gallien rasch durch die römische zurückgedrängt, ist bei uns, wir wissen nicht wann, spurlos erloschen; sie lebt nur in Berg- und Flußnamen Süddeutschlands und des Rheinlandes fort, während die norddeutschen Flüsse und Gebirge von Ems und Weser an deutsch benannt sind. Schon im frühen Mittelalter hat die deutsche Sprache ihre jetzige West- und Südgrenze erreicht und im großen ganzen unverändert behalten. Weit größer noch war die Ausdehnung nördlich des Festlandes. Schon um die Mitte des ersten Jahrtausends ist die Osthälfte Großbritanniens in der Gewalt der Angelsachsen. Die Skandinavier besetzten etwa um dieselbe Zeit die früher andern Germanen gehörigen dänischen Inseln und das von Angelsachsen entvölkerte Jütland. In Skandinavien selbst haben sie sich von Schonen, in dessen Namen Scâney, angelsächsisch Scedenîge, die

alte Bezeichnung Scadinavia fortlebt, nach Norwegen, dem „Nordland" ausgedehnt; von dort aus der Westküste entlang nach Norden und in kühnen Seezügen der „Wikinger" nach der Osthälfte Großbritanniens, das manche Spuren skandinavischer Besetzung trägt, nach den nördlichen Inseln bis zu der eigenartigsten Gründung skandinavischer Zunge, Island, von da bis Grönland und bis zur Nordostküste Nordamerikas; manche dieser Ansiedlungen haben die nordische Sprache verloren, andere sie siegreich behauptet.

Etwas anders im Osten des Festlands. Ungefähr zwischen Oder und Weichsel saßen die ostgermanischen Völker, die man nach altem Vorgang vandilische oder auch gotische nennt. Sie sind früh von dort abgezogen, etwa vom zweiten Jahrhundert an. Die Westgoten, von denen im vierten ein Teil unter dem als Bibelübersetzer berühmten Wulfila nach Bulgarien zog, haben später Italien und Spanien heimgesucht und auf der Pyrenäenhalbinsel das Reich gegründet, das die Araber 711 vernichtet haben. Schon weit früher, 553, ist durch die Schlacht am Vesuv das italienische Reich der Ostgoten zerstört worden, und bereits einundzwanzig Jahre später das der Vandalen in Tunis. Ein anderer Zweig dieser Ostgermanen, die Burgunder, kam nach Kreuz- und Querzügen an den Mittelrhein; ihr Reich wurde 437 von den Hunnen vernichtet — die Nibelungensage hat das Gedächtnis daran bewahrt; die Überbleibsel des Volkes gründeten bald nachher um den Jura das jüngere burgundische Reich, das jedenfalls nicht lange nachher romanisiert worden ist. Nur im äußersten Osten, am Südufer der Krim, hat ein kleines gotisches Völkchen lange Zeit politische und wirtschaftliche Selbständigkeit bewahrt bis um 1600, also ein volles Dutzend Jahrhunderte seine Sprache sich erhalten: ein Beweis, wie außerordentlich verschieden das Tempo sprachlicher Umgestaltung sein kann.

Schon in den Einteilungen der Germanen, die uns Plinius und Tacitus überliefern, ist eine deutliche Scheidung zwischen den eben genannten ostgermanischen Völkern und ihren westlichen Nachbarn zu finden, während bei beiden die Skandinavier nicht in diese Einteilungen einbezogen sind, obwohl Tacitus sie den Germanen zurechnet. Die moderne Analyse der Sprachen hat das bestätigt; sie hat gelehrt, Skandinavier, Vandilier und Westgermanen zu scheiden, unter denen aber die beiden ersten einander wieder in vielen Punkten näher stehen und daher Ostgermanen genannt zu werden pflegen. Die Westgermanen teilte die einheimische Völker-

genealogie, die uns Tacitus (Germ. 2) mitteilt, in drei Gruppen, benannt nach den Enkeln des fabulosen Urahnherrn Mannus „Mensch": Ingävonen an der See, Istävonen am Rhein, Herminonen, besser Erminonen, im Binnenlande. Mit den letzten zweien ist nichts sicheres zu machen; Ingävonen ist aber nichts anders als ein alter, wohl gottesdienstlicher Name für die Nordseevölker des Festlands und der jütischen Halbinsel, von denen die Angeln und Sachsen nach England gezogen, die Friesen an der Seeküste geblieben sind. Die Sprachen dieser „anglofriesischen" Leute zeigen in der Tat nähere Verwandtschaft.

Die Germanen des Festlandes sind erst durch das fränkische Reich in eine politische Einheit gekommen, welche schließlich Karl der Große durch die Unterwerfung der Sachsen, d. h. Niederdeutschen, und der Langobarden vollendet hat; von diesem Reiche war das heilige Römische Reich deutscher Nation eine Fortsetzung in allen seinen Phasen bis zu seiner Erneuerung im jetzigen Deutschen Reiche. Mit der Vollendung jener politischen Einheit durch Karl kommt, zuerst 788 und zunächst nur in lateinischen Quellen, das Wort theotiscus „deutsch" auf, vielleicht eine Schöpfung des bedeutendsten Hofgelehrten Karls, des Angelsachsen Alcuin. Es bedeutet „volkstümlich" und ist zuerst nur für die nationale Sprache im Unterschied von der lateinischen Gelehrten- und Amtssprache gebraucht, bald auch für das Volk. Innerhalb der deutschen Sprache haben sich bald früher, bald später große Unterschiede entwickelt, deren Einzelheiten wir einer sprachgeschichtlichen Darstellung überlassen müssen. Der wichtigste von ihnen, zwischen ober-, mittel- und niederdeutsch, wovon man die zwei ersten wohl auch als hochdeutsch zusammenfaßt (ich, daß, auf gegen niederdeutsch ik, dat, up), hat sich schon in der fränkischen Zeit vollendet.

Von diesen festländischen, sagen wir nun deutschen Völkerschaften sind nur die Langobarden untergegangen, welche, aus ihren alten Sitzen in der Altmark ausgewandert, schließlich zur Gründung des italienischen Reiches gelangt sind, das von Karl dem Großen unterworfen wurde. Sie sind im Lauf der Zeit italianisiert worden und haben der Lombardei, mittelhochdeutsch Lamparten, ihren Namen hinterlassen; der Sprache nach zählen sie zu den Oberdeutschen. Alle andern deutschen Stämme haben ihre Sprache und Sitze bewahrt und, wie früher nach Westen und Süden, so im Mittelalter nach Osten ausgedehnt. In die von

den Ostgermanen geräumten nordöstlichen Ländereien waren von Osten her slawische Völker vorgedrungen. Ihre Siedelungen, jetzt noch in manchen Ortsnamen erhalten, reichten in ihrer weitesten Ausdehnung nach Westen bis ins östliche Holstein, in die Altmark, bis an die sächsische Saale und nach Nordostbaiern. Karl der Große zog gegen sie den großen „Sorbenwall", limes sorabicus. Gegen die Ostvölker, im Süden die Awaren, später die Ungarn, im Norden die Slawen oder, wie sie deutsch hießen, Wenden, wurden die „Marken", d. h. Grenzprovinzen, vorgeschoben: die Ostmark, „Österreich" im Süden, die 1156 aus einer Markgrafschaft ein Herzogtum wurde; im Norden mehrere (Meißen, Lausitz), von denen die Mark Brandenburg den Namen noch bewahrt. Die deutsche Sprache drang im Laufe des Mittelalters allmählich bis an die Grenzen vor, die sie heute hat. Slawischen Völkern gegenüber, bei denen früher ein eigenes Selbstbewußtsein erwacht ist, wird sie seither nicht viele Fortschritte gemacht haben; wohl aber haben die wenig widerstandsfähigen litauischen („preußischen") Völkerschaften auf dem durch den Deutschen Orden gewonnenen, später an Brandenburg übergegangenen Boden immer mehr Einbuße an ihrer eigenen Sprache erlitten und erleiden sie noch heutigentags.

Ansiedlung.

Haben wir bei unsern germanischen Vorfahren zu der Zeit, da das Licht der Geschichte auf sie zu fallen beginnt, überhaupt das Recht, von Ansiedlung, von fester Wohnung zu reden? Sind sie nicht vielmehr zu denken als umherschweifende Hirten und Jäger, die auf dem Wagen, von Vieh und Hunden begleitet, von Ort zu Ort wandern, im Sommer sich unter dem Blätterdach der Bäume bergen, im Winter in Höhlen und Erdlöchern?

Die Anschauungen von urgermanischer Kultur haben mannigfache Veränderungen erfahren, bedingt großenteils durch die jeweilige Geschmacksrichtung. Der erste, der auf die modernen Ansichten über deutsches Altertum bestimmend eingewirkt hat, Justus Möser, stellt sich unsere Vorfahren etwa nach der Art seiner westfälischen Bauern vor. In Herders Schule gewöhnte man sich dann, die Menschheitsgeschichte als eine lange Entwicklungsgeschichte von einfachen zu komplizierten Zuständen zu verstehen. Hirtenbilder des Alten Testaments zeigten eine erhabene Poesie ältester Zeiten, einen hohen Geistesschwung bei armer äußerer Kultur. Ähnlich glaubte man im altindischen Veda ursprüngliches Hirtenleben voll von erhabener Poesie und religiöser Weihe zu finden. Darauf bauten dann die Romantiker, die ihren Blick so gerne verehrend rückwärts richteten, weiter. So entstand die beliebte Vorstellung von dem germanischen Jägersmann und Hirten, der keinen oder kaum einen festen Wohnsitz kennt, der aber draußen in der freien Natur eine erhabene religiöse Weltanschauung, eine großartige Naturpoesie entwickelt. Man konnte diese Vorstellung auch auf den alten Cäsar gründen, der (Bell. gall. 4, 1) von den Sueben sagt: „Es gibt bei ihnen kein privates und abgegrenztes Eigentum am Ackerfeld, und sie dürfen auch nicht länger als ein Jahr am selben Orte verweilen, ihn zu bebauen." Bei Tacitus tritt dann der Ackerbau schon stärker hervor; erst er, noch nicht Cäsar, erwähnt das Bier

— kein Wunder, es setzt den Ackerbau voraus: in den anderthalb Jahrhunderten zwischen jenen beiden Schriftstellern sind die Germanen zu festeren Siedlungen und stärkerer Bodenkultur übergegangen.

Mit dieser Vorstellung ist in den letzten Jahrzehnten stark aufgeräumt worden. Man hat sich wohl — an anderer Stelle wird das zu sagen sein — die geistige Kultur unserer Vorzeit zu hoch, gewiß aber die materielle zu niedrig vorgestellt. Daß von einem Wanderhirtentum der Germanen keine Rede sein kann, ist früher gesagt worden; ebenso, daß große Teile deutscher Erde seit Jahrtausenden waldfrei, also des Ackerbaus fähig gewesen sind; und weiter, daß dieser schon von den Leuten der jüngeren Steinzeit ausgeübt worden ist. Wie die Kimbern und Teutonen auswandern, da tun sie es nicht aus einem eingebornen Wandertrieb, sondern aus Not, weil ihr Land sie nicht mehr nährt; sie bitten um Land und Saatfrucht, müssen also den Landbau schon gekannt haben. Ja, wir werden sehen, daß den Römern aus Deutschland Getreidesorten bekannt geworden sind, die sie zuvor nicht kannten. Mögen wir uns den Ackerbau jener Zeit primitiver, die Viehzucht wichtiger vorstellen: die Gesamtvorstellung des alten Möser ist doch richtiger gewesen als die, die nach ihm ein Jahrhundert beherrscht hat.

Wesentlich zur Befestigung dieser Erkenntnis hat auch beigetragen, was wir jetzt über die gemeingermanische Form der Ansiedlung wissen. Genau genommen, redet auch schon Cäsar von vici und aedificia, Dörfern und Höfen der Germanen. Eines allerdings kennen sie nicht, und das unterscheidet sie von den antiken Kulturvölkern, ebenso aber auch von den gallischen Nachbarn. Sie haben keine Städte. Nicht nur Tacitus sagt das, auch Spätere. Im Rheingebiet sind manche gallische Städte zu deutschen geworden, es genügt Mainz und Worms mit ihren keltischen Namen anzuführen. Aber ein Historiker weiß auch zu berichten, wie die Deutschen, die solche Städte erobert haben, sie „meiden wie mit Netzen umstellte Gräber" und sich lieber vor ihnen draußen niederlassen. Ja, ein Ortsverzeichnis aus dem elften oder zwölften Jahrhundert gibt noch keiner Ortschaft des jetzigen Württemberg den Namen der Stadt. Erst im Laufe des Mittelalters entwickelt sich das städtische Wesen stärker, um gegen sein Ende der mächtigste Kulturfaktor Deutschlands zu werden. Wenn wir fragen, worin der Unterschied von Stadt und Dorf im deutschen Mittel-

alter lag, so sind es wesentlich zwei Rechte, die der Stadt zukamen — heute ist ja ein Unterschied bloß noch im Namen —: das auf Ummaurung und das Marktrecht, d. h. das Privileg, nicht nur jährliche Märkte wie die „Marktflecken“, sondern wöchentliche zu halten.

Es bleiben also für die alte Zeit Dörfer und Höfe. Man war früher geneigt, das Hofsystem als das älteste anzusehen und die Entstehung von Dörfern zu erklären aus der Teilung eines Hofes in mehrere Güter oder dem Zusammenrücken mehrerer Höfe. Daß das in einzelnen Fällen möglich ist, wird man nicht leugnen; aber das einzige ist es nicht gewesen und auch nicht das gewöhnliche. Das einzige nicht; denn wir haben Fälle des Gegenteils, der sogenannten Vereinödung, wo Dorfgemeinden sich in Einzelhöfe oder kleinere Gruppen aufgelöst haben, wie das im südlichen Oberschwaben in den letzten Jahrhunderten geschehen ist. Aber auch nicht das gewöhnliche. Wie Cäsar schon von Dörfern redet, so sagt zwar Tacitus, der mitunter Verschiedenes untereinander mengt (Germ. 16): „Sie wohnen gesondert und geschieden, wie gerade eine Quelle, eine Fläche, eine Waldwiese einem gefallen hat“; aber er fährt fort: „Dörfer ordnen sie nicht nach unserer (noch heute italienischer) Art in geschlossenen Häuserreihen an; jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raum.“ Es ist aber durch August Meitzen bewiesen worden, daß das Dorf, und zwar eine bestimmte Art desselben, geradezu Typus germanischer Ansiedlung ist. Der Forscher ist dabei wesentlich von den Verhältnissen ausgegangen, wie sie vor der da und dort vorgenommenen Flurbereinigung bestanden und aus den genauen Katasterkarten erkennbar sind; wenn nun gezweifelt werden möchte, ob man daraus für so alte Zeiten schließen könne, so muß geantwortet werden, daß das auch nicht für den einzelnen Fall geschieht; daß wir aber den Gesamttypus der alten Ansiedlungen noch zu erkennen vermögen, dafür hat neben dem konservativen Sinn des Bauern und den großen Kosten, welche grundstürzende Änderungen gerade in solchen Dingen gemacht hätten, noch der Umstand gesorgt, daß seit Christi Geburt nicht mehr als etwa 70 Generationen verflossen sind, nur so oft also ein Gut durch Erbgang in andere Hände gekommen ist.

Als solche Typen, die für unsere Gegenden in Betracht kommen, unterscheiden sich Dorf und Hof deutlich. Das Hofgut ist, wie man wohl sagt, en bloc gelegen; um die Wohn- und

Wirtschaftsräume jedes Hofs gruppieren sich seine Ackerfelder. Ein Dorf entsteht, wenn eine größere, auch politisch gemeinsam regierte und verwaltete Anzahl von Bauernwohnungen örtlich zusammenliegt, nur durch Straßen, öffentliche Plätze und die Wirtschaftshöfe und Gärten der einzelnen Bauern (alt gebûren, Zusammenwohnende, Gemeindegenossen) getrennt, und wenn erst außerhalb dieses Gebäudekomplexes die Ackerflur beginnt. Ein Mittelding zwischen Dorf und Hof ist der Weiler, in dem nur eine kleine Anzahl Eigentümer wohnen; seine Anlage ist nicht bestimmt gegen die beiden andern abzugrenzen.

Je nach der Anordnung des Dorfkomplexes und der Feldflur unterscheidet man wieder mehrere Anlagen. Die zwei ersten haben das gemein, daß jeder Bauer sein Ackerfeld ungeteilt und unmittelbar hinter seinem Haus hat; nur die geometrische Anordnung ist verschieden.

Zunächst scheidet eine erst mittelalterliche Art der Dorfsiedlung aus: die Wald- und Marschkolonien, die in verschiedenen spät urbar gemachten Gegenden gegründet worden sind, z. B. bei Bremen und Hamburg von Niederländern, die auch ihre alte Rechtsverfassung mitbrachten. Hier reihen sich die Häuser zu beiden Seiten der Landstraße und hinter jedem Hause sein Ackerland. Bei einer andern Art von Dörfern sind die Wohnstätten konzentrisch um einen öffentlichen Platz gruppiert und die Feldflur dehnt sich wiederum jenseits der Wohnstätten aus; man nennt sie mit einem osterländischen Worte „Rundlinge".

Es gibt aber noch eine dritte Art von Dörfern, welche Meitzen Gewann- oder Haufendörfer nennt. Die Wohnungen liegen auch hier beisammen, aber nicht in einer regelmäßigen, sondern in einer ganz freien, nach Straßenzügen u. dergl. vielfach wechselnden Form. Wichtiger ist die Anlage der Feldflur. Es hat nicht jeder Bauer die seinige an einem Stück für sich; vielmehr ist zunächst das Ackerland der ganzen Gemeinde in eine bei verschiedenen Gemeinden verschiedene, zwischen zehn und dreißig schwankende Zahl von größeren, unter sich wieder nicht gleich großen Stücken, „Gewannen" oder „Gewanden", geteilt, deren Zahl x heißen mag. Innerhalb jedes dieser Teile hat dann jeder Bauer wieder sein Stück; und zwar fällt die Zahl der Bauern — sie möge y heißen — mit der der Gewanne nicht zusammen, und außerdem ist die Reihenfolge der Anteile in den einzelnen Gewannen nicht dieselbe.

Fragen wir, welche dieser Ansiedlungsformen als altgermanisch anzusehen seien, so scheiden die späten Straßendörfer der Marsch- und Waldkolonien von selbst aus. Die Rundlinge finden sich östlich der alten Slawengrenze und besonders ihr entlang, sind also nicht germanisch. Dagegen ist das Gewanndorf erstens eine ausschließlich germanische Erscheinung, die sich nur da findet, wo germanische Ansiedlungen nachweislich stattgefunden haben, und zweitens eine solche, die sich in ganz verschiedenen, seit Jahrtausenden getrennten germanischen Gebieten findet. Es beherrscht das urgermanische Gebiet zwischen Weichsel, Mitteldeutschland, Slawengrenze und Meeresküste, ebenso aber die germanischen Teile Skandinaviens. Vorgedrungen ist es außerdem nach Süddeutschland und einem Teil von Nordfrankreich und nach den angelsächsischen Teilen Britanniens.

Das Gewanndorf ist also die Hauptform germanischer Ansiedlung und muß das schon vor Christi Geburt gewesen sein, was wiederum sehr frühe Ansässigkeit und Agrikultur der Germanen beweist. Der Annahme Meitzens, daß es überhaupt die einzige germanische Siedlungsform sei, steht nur die Schwierigkeit im Wege, daß der deutsche Nordwesten westlich der Weser nur das Einzelhofsystem kennt. Da, wie oben gezeigt, jene Gegenden altkeltisch waren und das nichtgermanisierte Keltenland anderswo, wie in Frankreich und besonders in Irland, das Hofsystem hat, so nimmt Meitzen an, daß die dorthin vordringenden Germanen das Wohnsystem des okkupierten Landes sich angeeignet hätten. Man kann dieser Erklärung und manchem, was drum und dran hängt, nicht volle Beweiskraft zusprechen und wird besonders schwer über die Frage wegkommen, warum denn das ebenfalls altkeltische Süddeutschland das Hofsystem verloren und das Gewanndorf übernommen habe; aber die wahrscheinlichste Ansicht wird die Meitzens bleiben. Wie die in das Gebiet des Gewanndorfs eingesprengten Weileranlagen zu erklären sind, wird schwerlich gesagt werden können; dieses Problem verquickt sich mit dem andern, daß wir für einen altgermanischen Adel, für den im Gewanndorf kein rechter Platz ist, wohl aber in den Weileranlagen, zwar Stellen antiker Autoren haben, ihn aber in der altdeutschen Rechtsgeschichte nicht recht unterbringen können. Zudem ist wenigstens das Wort Weiler oder Weil, lateinisch villare, villa, auf die Gegenden altrömischen Einflusses beschränkt.

Was sagt uns nun die Gewanndorfanlage über die Art

der Entstehung des germanischen Dorfes? Denn Einzelhof, Straßendorf, Rundling sind sozusagen Naturformen, die keiner Erklärung bedürfen. Unbedingt weist jene Anlage auf eine ganz bestimmte, klare Überlegung hin, und zwar auf eine von der Gesamtheit der Bewohner gemeinsam angestellte. Eine Mehrzahl von Bauern muß es von Anfang an gewesen sein, die diese Anlage vornahm; aus einem Hofgut durch bloße Teilung oder aus mehreren durch Zusammenlegung kann dieselbe nicht hervorgegangen sein. Bei der ersten Besitzergreifung muß die Gemeinde diese Anordnung und Verteilung vorgenommen haben. Die Abgrenzung der Gewanne wird im wesentlichen von der Absicht geleitet gewesen sein, jedem Bürger Anteil an verschiedenen Feldteilen zu geben, die nach Boden, Himmelsrichtung u. dergl. untereinander verschieden, jedes in sich aber möglichst gleichmäßig waren; dabei war der weitere Vorteil erreicht, bei Ausdehnung des Gemeindelands durch Urbarmachung weiterer Stücke nicht das bereits verteilte wieder anders verteilen zu müssen, sondern jedem Bürger seinen Teil an dem Neubruch geben zu können. Wie groß solche Gemeinden ursprünglich waren, entgeht uns; da wir von Anfang an die freie Erbteilung des Grundeigentums im germanischen Rechte vorfinden, so kann die Zahl der Teile beliebig gewachsen sein, ohne daß das Prinzip der Anordnung verlassen zu werden brauchte. Da wir wissen, daß im älteren Recht der weitere Verwandtschaftsumkreis, der Sippe noch eine Rolle spielte, und da die zu den ganz alten gehörenden Ortsnamen auf -ingen, die sich in vielen Teilen Deutschlands finden, Verwandtschaft bezeichnen können: Reutlingen = zu den Abkömmlingen des Rutilo, so ist an einem ursprünglichen Zusammenhang zwischen Dorf und Verwandtschaft kein Grund zu zweifeln, mag auch solcher Zusammenhang später verloren gegangen und vielleicht manchmal gar nicht von Anfang an da gewesen sein.

Es erhebt sich aber noch eine weitere Frage. Daß die Markung bis zu dem Akt der Verteilung in Gewanne und Gewannanteile Gemeinde- und nicht Privateigentum war, ist klar. Aber dann? Blieb die Gemeinde Eigentümerin und vergab die Einzelstücke nur als Besitz, Nutznießung, sei es auf Zeit oder lebenslänglich, nicht als Privateigentum? Oder sind die Stücke gleich bei der ersten Verteilung zu eigen gegeben worden? An sich ist das eine so gut möglich wie das andere. Die ältesten Quellen sagen uns darüber nichts. Die ausführlichste, in Tacitus' Ger-

mania 26: „Die Äcker werden nach der Zahl der Bebauer von der Gesamtheit abwechselnd besetzt, und man teilt sie alsbald untereinander nach der Güte ... Die Feldflur wechselt jedes Jahr" enthält in sich unausgleichbare Widersprüche und ist vermutlich nichts anderes als eine Zusammenschweißung der oben angeführten Stelle Cäsars über die Sueben und einer unverstandenen Angabe über die Gewannanteile. So lange man in dem Germanen einen halben oder ganzen Nomaden sah, der jedes Jahr seine ganze Feldflur wechselte, so lange konnte man ein Privateigentum an Grund und Boden nicht annehmen. Wissen wir aber, daß er ein seßhafter Bauer war, so ist Gemeinde- und Privateigentum vollkommmen gleich gut denkbar. Man hat sich lange Zeit für das erstere, für die „Feldgemeinschaft" entschieden. Man berief sich dabei insbesondere auf moderne Agrarverfassungen verschiedener Gegenden, welche einen solchen Feldkommunismus aufweisen, und hielt es für mehr oder weniger selbstverständlich, daß das Überreste eines urzeitlichen allgemeinen Zustandes seien. Es hat sich aber bei genauerem Zusehen herausgestellt, daß die gewählten Beispiele, soweit überhaupt ein Schluß aus einer Gegend auf die andere zulässig ist, das Gegenteil beweisen würden. Die „Gehöferschaften" im Hunsrück und in der Eifel und die so oft angeführte großrussische Feldgemeinschaft, der „Mir", sind in recht später Zeit an die Stelle frühern Privateigentums getreten. Soweit unsere einheimischen Quellen in Urkunden, Gesetzen u. dergl. zurückgehen, ist immer das Privateigentum am Ackerfeld vorausgesetzt; was darüber zurückliegt, ist in Dunkel gehüllt.

Es gibt aber in der Tat Gemeindeeigentum noch in historischer Zeit, nur nicht am Ackerfeld. Das ist — von Straßen, Plätzen, Gemeindehäusern im Dorf braucht nicht weiter geredet zu werden — die sogenannte „Allmende", das „allen gemeine." Sie besteht aus dem unbebauten Ödlande, das in der Regel um die Feldflur herumliegt: Moor, Heide, Wald u. dgl. Dieses Ödland ist zum Teil später urbar gemacht worden und dann entweder an die einzelnen Bürger verteilt worden oder Gemeindegut geblieben. Zum andern Teil blieb es unbebaut. Es diente vor allem zur Weide des Viehs, aber auch zu andern Nutzungen der Gemeindeglieder; die Dorfrechte des späteren Mittelalters und der neueren Zeit enthalten mannigfache Vorschriften über diese Nutzungen und die Zeiten, in denen sie stattzufinden haben.

Endlich können auch mehrere Gemeinden zusammen eine

„Markgenossenschaft" bilden und ein ihnen gemeinsames Gebiet an Wald und anderem Ödland haben. In alter Zeit häufig, da und dort allgemein, sind diese Genossenschaften in einzelnen Fällen bis in die neue Zeit erhalten geblieben.

Mit dem Wachsen der Bevölkerung mußte die Feldflur zu enge werden. Das Ödland wurde so immer mehr angegriffen, bald durch die Gemeinde, bald durch die Einzelnen, die durch Einzäunung („Beifang", „Beunde", lat. captura) Gemeindeödland für sich selbst als Eigentum aussondern durften. Ebenso wie die Einwohnerschaft der einzelnen Ortschaften stieg, konnte auch ihre Zahl durch besondere Neugründungen vermehrt werden. Das ist im Mittelalter in ausgedehntem Maße geschehen.

Wenn auch die Hypothesen Wilhelm Arnolds über den Zusammenhang des geschichtlichen Vordringens der Besiedlung mit den verschiedenen Namen der Ortschaften nur zum Teil haltbar sind, so ist doch das sehr gut gezeigt worden, wie im Mittelalter bis zum dreizehnten Jahrhundert immer weitere Ortschaften entstehen, wie die Wohnsitze und Ackerfelder schließlich bis in Gegenden vorgeschoben sind, die sich nicht mehr ganz dazu eignen, und wie dann eine Anzahl alter Orte wieder verschwindet, offenbar durch Rückzug auf die besser gelegenen älteren Ortschaften, gewiß auch schon, wie heutzutage, in die emporkommenden Städte. Solcher abgegangenen Siedlungen hat jede Landschaft eine nicht unbedeutende Anzahl aufzuweisen. Das Volk führt jene „Ödungen" gerne auf den Dreißigjährigen Krieg zurück. Damals sind ja sehr viele Ortschaften ganz zerstört, ihre Einwohnerschaft vernichtet und zerstreut worden; aber die allermeisten wurden wieder aufgebaut. Die Mehrzahl der Ödungen geht ins spätere Mittelalter zurück. Von den ältesten Gründungen bestehen die allermeisten noch heute, während von denen des achten bis zwölften Jahrhunderts da und dort die Mehrzahl abgegangen ist.

Die verschiedenen Teile einer Markung, sowie die Dorfmarkungen und Markgenossenschaften untereinander sind in den Zeiten, die uns dokumentarisch bekannt sind, genau abgegrenzt. Das geschah etwa im Wald durch Bäume mit eingeschnittenen Zeichen, sogenannte „Lachbäume", durch Hecken („Gebücke"), meist aber durch Marksteine, die unter Feierlichkeiten in den Boden eingelassen und unter denen verschiedene nur den Beteiligten bekannte Gegenstände, die „Zeugen" (schon bei den Römern testes), eingegraben waren. Verrücken oder Beseitigung dieser Steine

war mit hohen Strafen bedroht und wird noch im Volksglauben damit geahndet, daß der Geist des Schuldigen umgehen muß. Um die eigentliche Dorfschaft, Häuser und Gärten, ging im Mittelalter ein Zaun herum, der den altgermanischen Namen „Etter" (= Zaun überhaupt) führte und nach dem noch heute der Umkreis einer Ortschaft Etter heißt; auch er war durch Grenzsteine markiert, „versteint". Zu unterscheiden von ihm ist der jährlich wechselnde Zaun, der die in einem Jahr bestellte Feldflur gegen die Brache und Allmend abgrenzte und gegen das dort weidende Vieh schützte.



Haus und Hausgeräte.

Hat man schon in vorrömischer Zeit germanische Seßhaftigkeit anzunehmen, so sind auch feste Wohnungen sicher, wie wir denn gesehen haben, daß schon die jüngere Steinzeit solche auf Pfählen und auf dem festen Lande kennt. Andere Aufenthalte sind Ausnahme. Von Höhlen war schon die Rede. Erdlöcher, sei es natürliche oder künstliche, kennen die Alten bei verschiedenen Völkern, so auch bei uns. Tacitus (Germ. 16) sagt, daß solche dienen als Zufluchtsort für den Winter und zur Aufbewahrung von Früchten; und Ammianus Marcellinus (17, 1, 8) erzählt, daß die Deutschen sich in unterirdischen Höhlen und Gängen versteckt hätten. Interessanter als solcher gelegentliche Gebrauch ist, daß Plinius (Naturgesch. 19, 9) berichtet, das Weben werde in unterirdischen Räumen vorgenommen. Das gilt ja auf dem Lande, soweit Weben als Hausarbeit betrieben wird, noch jetzt. Der alte Name der Webstätte, Tunk(e), gehört mit „tunken", untertauchen, zusammen.

Über das gewöhnliche oberirdische Haus läßt sich hauptsächlich einiges Negative sagen. Es war nicht aus Stein oder Backstein hergestellt, sondern aus Holz; das ist den Alten aufgefallen und der Unterschied fällt noch uns auf, wenn wir über die Alpen hinüber kommen. In welcher Art der Holzbau zu denken ist, weiß man nicht; Blockbau, unser heutiger Fachwerkbau, mit Steinbrocken und Lehm ausgefüllt, gewiß aber auch die bei älteren einfachen Bauten noch später angewandte Verbindung von Holz und Flechtwerk. Die Undichtigkeiten der Wände wurden mit Lehm verstrichen; auch den Anstrich gewisser Teile mit leuchtenden Erdfarben kennt schon Tacitus (Germ. 16). Zur Bedeckung diente das Strohdach; Plinius erwähnt es und auf alten bildlichen Darstellungen ist es deutlich zu sehen. Durch den römischen Einfluß kam allmählich die Verwendung von Stein und

Backstein auf. Am Rhein fand man im vierten Jahrhundert die Häuser mehr nach römischer Art gebaut. Der römische Einfluß spiegelt sich in der Sprache. Deutsche Bezeichnungen haben solche Benennungen bewahrt, welche ganze Gebäude oder Funktionen von Gebäudeteilen bezeichnen, wie „Haus", „Burg", „Halle", „Saal", „Tür", „Dach", „Stube", „Wand", „Scheune", und solche, welche auf Holz hinweisen, wie „Balken", „Brett", „Zaun", „Zimmer". Dagegen sind römisch (neben einzelnen, wie „P(f)orte", die entbehrliche Modewörter waren, und solchen wie „Küche", „Fenster", „Erker", die gewisse Gebäudeteile fremden Ursprungs nennen) solche Wörter, die auf Stein oder Backstein hinweisen: z. B. „Keller", „Mauer", „Kamin", „Mörtel", „Ziegel"; in christlicher Zeit kamen dann spezifisch kirchliche Benennungen wie „Zelle", „Dom", „Münster" hinzu. Fürstenpaläste und noch mehr kirchliche Gebäude werden schon im früheren Mittelalter gerne und in steigendem Maß aus Stein oder Backstein erbaut; bei andern Gebäuden etwa, wie auf dem Lande noch jetzt, wenigstens das Untergeschoß. Aber ganz steinerne Häuser sind auch in den Städten noch im ausgehenden Mittelalter eine Ausnahme und werden in Urkunden ausdrücklich genannt.

Die räumliche Anlage des deutschen Bauernhauses ist in verschiedenen Gegenden nicht dieselbe. Zwar ist überall zu beobachten, daß die Wohnräume und die Nutzräume, wie Stall und Scheuer, unter demselben Dach nebeneinander angebracht sind; aber nicht überall in derselben Weise. In den meisten Gegenden sind sie durch eine feste Wand getrennt, durch die nicht immer eine Tür geht. Dagegen bilden beim niedersächsischen Bauernhaus beide nur einen Luftraum, so daß der Herr oder die Frau vom Wohnraum aus das Ganze übersehen kann. Man hat sich bemüht, durch Vergleichung der einzelnen Haustypen einen ältesten germanischen zu finden. Allein die ältesten Bauernhäuser, die sich erhalten haben, reichen nicht einmal bis ins Mittelalter zurück; und die gemeinsamen Züge, die man schließlich noch finden kann, sind so allgemeiner Natur, daß man schwerlich viel damit machen kann. Die Beschreibungen der Alten und der einheimischen Historiker schweigen begreiflicherweise. Alte Abbildungen haben wir nur sehr unzureichende auf römischen Denkmälern und in den uralten Hausurnen, Töpfen in Gestalt eines Hauses; es sind aus ihnen höchstens rohe Züge der äußeren Form, wie etwa das Strohdach, zu ersehen.

Jedenfalls hat man sich für alte Zeiten alles weit einfacher vorzustellen. Eine Küche hat sich erst allmählich entwickelt, wie schon der lateinische Name zeigt. Der einfache Herd mit offenem Feuer erwärmte und erhellte den Wohnraum. Sein Rauch mußte durch das Dach abziehen; denn die ältesten Häuser hatten nur ein Stockwerk. In diesen Punkten hat das niedersächsische Haus das Alte festgehalten und zeigt, daß sich mit solcher Primitivität doch nicht geringer Reichtum und Prunk verbinden kann. Mit der Erleuchtung wird es nicht sehr üppig bestellt gewesen sein. Statt der Fenster, die keinen gemeingermanischen Namen haben, Dachluken, mit dünner Haut verschlossen, wie sie aus Skandinavien bekannt sind. Neben dem Herdfeuer oder an seiner Stelle hatte man Kienspäne oder allenfalls kleine Ampeln, deren Name übrigens schon lateinisches Lehngut (ampulla) ist. Wohn- und Schlafräume waren nicht getrennt; man konnte sich allenfalls mit Vorhängen oder alkovenartigen Wandvertiefungen behelfen. Der Boden war gestampfter Lehm oder allenfalls roher Bretterboden.

Deutlicher und reicher tritt das Bild einer mittelalterlichen **Burg** vor uns, obwohl auch dieses sich im Lauf der Zeit immer reicher und mannigfaltiger gestaltet hat und von Anfang an nach Rang und Vermögen große Unterschiede aufgewiesen haben wird. Eine Burg dient nicht nur zur Wohnung, sondern auch als Befestigung. Nur gelegentlich lernen wir solche Befestigungen kennen, wie sie in Deutschland in uralten, vorrömischen Überresten vor uns treten, die sogenannten Refugien, in denen eine ganze Bevölkerung, wenigstens ihr nicht waffenfähiger Teil, sich in Kriegszeiten bergen konnte, während sie für gewöhnlich nicht zum Wohnen dienten. Fern im Osten, in den deutschen Ansiedlungen Siebenbürgens, haben sich, gleich den bei uns so ziemlich verschwundenen befestigten Kirchen, richtige Bauernburgen erhalten, innerhalb einer Festungsmauer kleine Häuschen für die Flüchtenden einschließend. In Deutschland steht eine Burg entweder für sich allein oder als befestigter Stützpunkt für ein Stadtwesen, das sich an die schützende Burg angelehnt oder auch sie zum Schutz für sich erbaut hat. Die Burg ist Eigentum und Wohnsitz eines Herrn, vom bloßen Ritter bis zum Fürsten hinauf; ein einzelnes Gebäude an besonders festem Platz oder ein ganzer Komplex von Gebäuden. Zu ihrer Erbauung und Bewohnung war im früheren Mittelalter königliche Erlaubnis nötig.

Eine Burg wird so unzugänglich als möglich angelegt. Das wird öfters erreicht durch eine Anlage im oder am Wasser, besonders in ebenen Gegenden; wo aber Anhöhen zur Verfügung stehen, meist durch die Lage auf einer schwer zugänglichen, am besten nach mehreren Seiten steil abfallenden und so die Umgebung beherrschenden Höhe. Der Zugang wird erschwert durch vorgelegte kleine Sperrforts, Verhaue u. dergl. und durch recht schmale Anlage der Burgsteige, so daß sie nicht von mehreren Pferden nebeneinander passiert werden kann. Wo möglich muß der Hinaufziehende die Anhöhe rechts von sich haben, um dem Verteidiger die nicht durch den Schild geschützte rechte Seite zu bieten, wie sich das schon an der Burg des alten Athen so findet. Zuletzt kommt man an den Graben. Hinter ihm erhebt sich bei ganz kleinen Anlagen das Burggebäude selbst, bei größeren eine Festungsmauer, in manchen Fällen mehrere, während an ganz sicheren Stellen, z. B. unbesteigbaren Felswänden, die Mauer fehlen kann. Die Mauer, in der von Zeit zu Zeit Türme angeordnet sein können, ist möglichst stark konstruiert. Oben eine Plattform, die in Kriegszeiten ein Schutzdach erhalten kann; eine besondere Art bildet die hohe Schildmauer, die da angebracht wird, wo eine Seite der Befestigung von einem höheren Berg überragt wird. Die Mauer hat nach außen Zinnen, die über die Front vorgeschoben sind, um durch Löcher („Pechnasen") den etwa in den Graben vorgedrungenen Feind mit heißem Wasser, Pech oder ähnlichem bewerfen zu können.

Über den Graben führen keine festen, sondern bewegliche, „Schlag"- oder „Fallbrücken". Über eine solche kommt man an das Tor, das gerne in einem Turm oder häufiger von zwei Türmen flankiert ist; außer der schweren vorderen Tür, die gegen außen, so lange die Schlagbrücke aufgezogen wird, noch durch diese geschützt wird, ist gerne weiter innen im Torgang ein durch einen Falz herablaßbares Fallgatter oder auch mehrere angebracht. Eine besonders starke Befestigung des Tors besteht in der sogenannten Barbakane: der Graben erweitert sich vor dem Tor zum Kreis oder Halbkreis; der Eindringende kommt über die erste Schlagbrücke zunächst in ein Vorwerk, wo er von allen Seiten beschossen werden kann, und erst aus diesem über eine zweite Schlagbrücke an das Tor. Alle solche umfänglicheren Befestigungswerke sind besonders an Stadtmauern zu finden; man mag sie sich etwa in den wohlerhaltenen von Rothenburg a. T. ansehen.

Die Burg selbst kann aus einem einzigen Gebäude oder aus mehreren, um einen oder mehr Höfe gruppierten bestehen. Der Hauptturm der ganzen Anlage, der „Bergfried", der bis zu dreißig Metern Höhe haben kann, dient bei einfachen Anlagen als Wohnraum, bei größeren als Wachtturm, als Schatzkammer, als letzte Zuflucht. Die reicher ausgestatteten fürstlichen Burgen haben einen großen Festraum, „Saal" oder „Palas", als eigenes Gebäude oder als Teil des Hauses. Auf ihn konzentriert sich die Pracht des Hauses; aber auch er kann bei großen Festen zugleich als Schlafraum für Gäste dienen müssen. Der Boden ist mit Stein oder Backstein belegt, worüber Teppiche gebreitet werden. Die Wohn- und Arbeitsräume sind eng und keineswegs alle heizbar; ein heutiger Bürgersmann würde in diesem Punkte mit einem alten Burgherrn schwerlich tauschen. An Stelle des Herdfeuers tritt das Kamin, dessen lateinischer Name schon die Entlehnung andeutet; ein heizbares Zimmer heißt alt Kemenate, womit besonders ein Weibergemach bezeichnet wird. Der Ofen aus Ton kommt im Lauf des Mittelalters auf; der Name ist altgermanisch, scheint aber ursprünglich mehr ein tragbares Gefäß zum Wärmen zu bedeuten. Zur Beleuchtung dienen in vornehmen Häusern Kerzen aus Wachs, geringere wohl auch aus Talg, auf einen oft künstlerisch ausgeführten Fuß gesteckt; für größere Räume sind viele Kerzen auf eine Krone oder ein Kreuz gereiht; einzelne solcher Kronen, die erhalten sind, wie die in der Bernwardikirche zu Hildesheim und in der Stiftskirche zu Comburg bei Hall, sind von riesigem Umfang und reicher künstlerischer Ausführung. Die Fenster sind, zum Schutz gegen Geschosse, eng und hoch über dem Boden. Als Verschluß dienen Läden; Glas ist jedenfalls sehr selten. Das Dach ist mit Ziegeln, Schiefer oder Blei gedeckt.

Das **Mobiliar** ist nach Zeit und Vermögen nicht minder verschieden; die Prunkliebe des Mittelalters hat es oft sehr reich zu gestalten geliebt. Über die ältesten Zeiten ist hier begreiflicherweise nicht viel zu sagen.

Der Tisch steht im Bauernhaus und in der Ritterburg nicht fest, sondern wird zum Essen hereingetragen. Platte und Füße, diese gekreuzt, sind trennbar. Die gewöhnlichen Tische waren rechteckig; der runde Tisch, an dem König Artus mit seinen

3*

Mannen speist, heißt in der französischen Sage ausdrücklich table ronde, woraus deutsch „Tafelrunde". Zum Sitzen haben in alter Zeit gewöhnlich Bänke gedient, an der Wand festgemacht oder beweglich. In der altnordischen Halle befand sich in der Mitte der Bank der rechten Langseite der Ehrensitz des Hausvaters, der sich einer Art von Heilighaltung erfreute; bei Auswanderung wurden seine Füße mitgenommen. Aber auch Stühle und Sessel haben einheimische Namen, sind also alt. Eine besondere Bedeutung hatte der „Faltstuhl", zum Zusammenklappen geeignet. Er diente als Ehrensitz des Vorsitzenden bei öffentlichen Gelegenheiten, als Thron, als Richterstuhl, wie die römische sella curulis; daher ist er oft künstlerisch reich gestaltet worden. Aus seinem Namen ist einerseits die neudeutsche Bezeichnung „Feldstuhl", andererseits das französische fauteuil entstanden. Schemel waren bei den mangelhaften Heizungsverhältnissen sehr beliebt. Die Sitzmöbel sind nicht gepolstert; will man weicher sitzen, so legt man sich in der ritterlichen Gesellschaft auf Kissen, die entweder auf tragbare Spannbetten oder einfacher auf den Boden gelegt werden.

Das Bett stand im alten Bauernhaus entweder beweglich im Zimmer oder bildete einen erhöhten Verschlag. Das gemeinsame Ehebett, das sich da und dort erhalten hat, war allgemeine Sitte. Auch bei Gastungen hat man oft zwei Gäste in ein Bett gelegt. Die Himmelbettstatt mit Vorhang, daneben eine Bank und ein Schemel, ist im späteren Mittelalter allgemein. Man schlief, wie auch zahlreiche Abbildungen zeigen, nackt. Um so wärmer mußte die Bedeckung sein: Federkissen, Feder- oder auch Pelzdecken waren allgemein. Daß sie schon uralt sind, zeigt die Stelle bei Plinius (Naturgesch. 10, 53 f.), der über seine Landsleute spottet, deren Hälse es ohne die aus Gallien und Germanien eingeführten Federkissen nicht mehr aushalten — was indessen eine vorübergehende Mode gewesen sein muß, denn der heutige Italiener hat keine Federkissen. Überhaupt wurden in römischer Zeit Gänse und Gänseflaum vielfach aus Deutschland nach Italien verführt; dieser Handel hat den Römern den mitteleuropäischen Namen der Gans, ganta, uns die Bezeichnung „Flaum", pluma, vielleicht auch „Pfühl", pulvinus, gebracht. Das Unterbett mochte auch mit Federn gefüllt sein, wie im Bauernhaus noch lange; der Strohsack ist in den vornehmsten Häusern noch nach dem Mittelalter üblich gewesen.

Über die mannigfach wechselnden Möbel zur Aufbewahrung läßt sich nichts allgemeines sagen. Die Truhe ist für die faltigeren Gewänder des Mittelalters ebenso allgemein, wie heute der aufrechte Schrank. Truhe, Lade, Schrank, Kasten sind deutsche, Kiste und Arke (Arche) lateinische Benennungen. Zum Verschließen dienten Riegel oder Schlüssel, deren man von ältester Zeit bis in die späteste manche gefunden hat, im ausgehenden Mittelalter oft von bewundernswerter Künstlichkeit.

Den beweglichsten und in gewöhnlichen Haushaltungen wohl auch ganz fehlenden Teil des Mobiliars bilden die Teppiche, deren Name wie der der einfacheren Matten aus dem Lateinischen entlehnt ist. Sie mußten zum Bedecken des kalten Bodens dienen, wie im Süden noch jetzt. Außerdem diente der Teppich als Wandschmuck, „Tapete", wie wir in späterer Entlehnung des nemlichen Fremdworts sagen. Diese Tapeten waren an der Wand aufgehängt oder wohl auch etwas vor ihr, so daß sich, wie in Shakespeares Hamlet, jemand dahinter verstecken mochte. Die älteren Tapeten, von denen wir noch einige hervorragende besitzen, sind aber bedeutend kleiner und können nur, wie unsere Bilder, den oberen Teil der Wand geziert haben. Sie zu wirken war Liebhaberei der mittelalterlichen Damen. Es finden sich auf ihnen figurenreiche historische und sagenhafte Darstellungen; die mittelalterlichen Erzähler schildern solche „Umhänge" und was sie darstellen. Sonst ist die Wand entweder gleichfarbig oder gemustert getüncht; es sind aber, wie in alten kirchlichen Gebäuden, so auch in mittelalterlichen Burgen, nur hier der häufigen Zerstörungen und Umänderungen wegen seltener, Zyklen von Wandgemälden gefunden worden; zu den bekannten auf Schloß Runkelstein bei Bozen haben sich neuerdings besonders die im Schlosse Schmalkalden gesellt. Gelegentlich wird uns auch erzählt, daß Waffenstücke an der Wand aufgehängt sind.

Kleidung und Pflege des Körpers.

Die Alten unterrichten uns nur sehr mangelhaft über die Kleidung unserer Vorfahren. Wenn es bei Cäsar heißt (Bell. Gall. 4, 1. 6, 21), sie tragen einen großen Teil des Körpers entblößt, so wird zu bedenken sein, daß man die Germanen wohl nicht anders als im Sommer in ihrer Heimat zu sehen bekam. Ebenso lehren andere Stellen und bildliche Darstellungen nur die Kriegstracht kennen, bei welcher der Oberkörper entblößt ist. Gewohnheit macht in solchen Dingen viel; daß aber in unserem Klima ein Volk, das Ackerbau trieb, in dessen Boden schon uralte Funde die Beschäftigung mit Nähen und Spinnen beweisen, sich bloß mit Wildschuren über einen Teil des Körpers begnügt haben solle, ist schwer zu glauben. In der Tat redet Tacitus von germanischer Bekleidung, wenn auch ziemlich unklar; Germ. 17 sagt er: „Die Reichsten unterscheiden sich auch durch ihr Gewand, das nicht fließend ist wie bei Sarmatern und Parthern, sondern anliegt und die Körperteile hervorhebt.“ Nach den bildlichen Darstellungen alter Denkmäler wird sich das am ehesten auf die Hosen beziehen, die bei Germanen mäßig eng, bei den östlichen Reitervölkern sehr weit sind. Nachher heißt es: „Die Weiber haben keine andere Tracht als die Männer, außer daß die Weiber sich häufiger leinener Umwürfe bedienen und sie mit Purpur verzieren; auch lassen sie das Oberteil des Gewands nicht in Ärmel ausgehen, die Arme und auch der nächste Teil der Brust bleiben unbedeckt.“ Auch diese Stelle ist nicht eben eindeutig. Ein paar Funde, die man in Jütland gemacht hat und die der Bronzezeit angehören, haben uns an männlichen Kleidungsstücken Rock, Mantel, Plaid, Wollmütze, an weiblichen Rock, Jacke und Haarnetz kennen gelehrt. Von Abbildungen wird man solche nur mit Vorsicht benutzen dürfen, welche, wie die sogenannte Thusnelda in Florenz, Idealdarstellungen sind und die antik-

römische Gewandung nur durch leichte Züge des Barbarischen, wie die Entblößung einer Brust, modifizieren. Die realistischen Darstellungen auf Grabmonumenten u. dergl. zeigen verschiedenartige Gewandung. Daß zwischen männlicher und weiblicher Tracht kein wesentlicher Unterschied war, ist jedenfalls daraus zu sehen, aber auch noch bis tief ins Mittelalter zu beobachten.

Den Veränderungen der Mode zu folgen, ist hier unmöglich. Sie sind bis etwa ins dreizehnte Jahrhundert nicht bedeutend, von da an rasch wechselnd und mitunter recht extravagant. Was die Stoffe betrifft, so stehen Leinwand und Wolle, als im Lande selbst erzeugt, im Vordergrund. Die Flachskultur ist bei uns vorhistorisch, und die Schafzucht nahm einen weit größeren Raum ein als jetzt. Seidene Stoffe konnten erst dann zu etwas mehr als einer Singularität werden, als im sechsten Jahrhundert in Südeuropa die Seidenzucht aufgekommen war; das Mittelalter schätzt solche Gewänder sehr hoch und gibt ihnen verschiedene Namen, immer aber werden sie auf die Reicheren beschränkt gewesen sein. Baumwolle ist erst im späteren Mittelalter von einiger Bedeutung geworden. Über die Farben der Gewänder wissen wir aus alter Zeit sehr wenig; doch kann eine Stelle wie die angeführte aus Tacitus darauf hinweisen, daß die Neigung zum Schmuck der äußeren Erscheinung, die sich in den zahlreichen Juweliersarbeiten zeigt, auch in lebhafter Färbung der Kleider zum Ausdruck gekommen sein werde. Das Mittelalter liebt die Farbenpracht; grell gefärbte, bunt gewirkte und gemusterte Stoffe sind sehr beliebt und haben sich zum Teil erhalten. Der einfache Mann konnte sich wohl mit grauen, braunen, schwarzen Stoffen begnügen, und Kleiderordnungen des späteren Mittelalters haben sich bereits bemüht, das Tragen teurer und farbiger Gewänder dem Bauern, der Dienstmagd usw. zu untersagen. Der Vornehme stolziert in bunter, auch wohl mit Gold gewirkter Tracht und schilt schon im dreizehnten Jahrhundert darüber, daß der üppig gewordene Bauer ihm das nachtun will; ja, nicht nur in Farben- und Metallprunk gefällt man sich, auch das Ohr soll ergötzt werden, indem kleine Glöckchen an das Gewand, an die Ausrüstung des Pferdes genäht werden, deren Klingen einer blasierter gewordenen späteren Zeit nur noch den Narren ankündigte.

Pelze, welche das eigene Land und die Länder des Ostens und Nordens lieferten, sind von jeher bei uns viel getragen worden. Schon Cäsar weiß davon, und Tacitus (Germ. 17) be-

richtet: „Man trägt auch Wildpelze, in der Nähe des Rheins ohne Sorgfalt, weiter weg ausgesuchter, weil der Handel dorthin keinen Kleiderstaat bringt. Man weiß zwischen den Wildarten zu unterscheiden und besetzt die Felle mit Flecken von Tierpelzen, die der nördliche Ozean, das unbekannte Meer erzeugt." Das erinnert auf der einen Seite an die Häute „fremder Fische", die das Nibelungenlied einmal erwähnt, auf der andern an die noch herrschende Sitte, den weißen Hermelinpelz mit den schwarzen Schwanzenden des Tiers zu verzieren. Im übrigen sind die Pelze und ihre Wertunterschiede, abgesehen von einigen erst aus Amerika gekommenen Arten, im Mittelalter dieselben wie heute, vom Schaf- und Ziegenpelz hinauf bis zum Zobel. Das Rauchwerk ist sehr viel getragen worden noch bis ins achtzehnte Jahrhundert, wo der „Schlafpelz" beliebte Hauskleidung war, in der auch der große Winckelmann sich hat porträtieren lassen. Erst die besseren Heizeinrichtungen neuerer Zeit haben den Pelz überflüssiger gemacht.

Das allgemeine Untergewand für Mann und Weib war das Hemd, regelmäßig aus Leinwand. Ärmel hatte es nicht immer; sie wurden auch nicht festgenäht, sondern angeheftet. Im Mittelalter ist es, wenigstens beim Weibe, sehr lang und kann zu Haus auch ohne Obergewand getragen werden. Der Rock war aus Wolle oder Leinwand, auch Pelz, von verschiedener Länge je nach dem Bedürfnis. In der Ritterzeit ist er auch beim Manne sehr lang, so daß auf den Miniaturen der mittelhochdeutschen Handschriften Herren und Damen nicht immer leicht zu unterscheiden sind. So wenigstens in Gala; zum Ritt, zur Jagd ist der Rock kürzer. Die Frauen haben ihn stets lang getragen, auch die Schleppe, der „Schwanz", ist schon im Mittelalter genannt und abgebildet. Da der Rock noch im dreizehnten Jahrhundert weitfaltig ist, so wird er über den Hüften stets gegürtet. Der Gürtel ist einer der Gewandteile, die am reichsten geziert wurden. Schon in den vorhistorischen und merowingischen Gräbern haben sich Reste von Gürteln, Spangen und Riemenbeschläge gefunden mit reicher künstlerischer Ausstattung; Goldborten u. dergl. schmücken den Gürtel in späterer Zeit. Er war um so unentbehrlicher, als die Gewänder keine Taschen hatten; man trug Geld u. a., was wir jetzt in die Tasche stecken, am Gürtel — Beschläge von Beuteln sind in alten Funden häufig.

Über den Rock kommt nach Bedürfnis ein Mantel verschiedenen Schnittes, in germanischer Zeit auf der Schulter zugesteckt,

im Mittelalter vorne. Er wird Kappe genannt, wenn er für Reise, Jagd u. dergl. mit einer Kapuze versehen ist. Die Gewandnadeln, „Fibeln", gehören zu den allerhäufigsten Grabfunden alter und ältester Zeit; sie sind künstlerisch nicht selten aufs reichste geschmückt und aus Edelmetall, oft von beträchtlicher Größe. Ihre Menge ist so groß, daß man ihre verschiedene Form zu einer vergleichenden Chronologie der alten Funde hat benutzen können.

Das Bein ist beim Manne gewöhnlich mit einer Hose bekleidet. Dafür kennen wir einen uralten Ausdruck, der Kelten und Germanen gemeinsam ist: die Römer nennen das Beinkleid, das sie selbst nicht trugen, braca, was noch im mittelhochdeutschen bruoch sich erhalten hat. Der Bruoch ist über den Hüften gegürtet und reicht entweder bis an den Fuß oder hört schon weiter oben auf; beides ist schon an den Germanenfiguren der Trajanssäule zu sehen. Im letzteren Fall wird dann der untere Teil des Beins noch besonders bekleidet, sei es, wie in fränkischer Zeit durch die jetzt wieder in Aufnahme gekommenen kreuzweise gelegten Binden, sei es durch lange Strümpfe. Den letzteren kommt von Haus aus, wie im Englischen, der Name „Hose" zu, der aber im Mittelalter auch das ganze Beinkleid bezeichnet.

Mannigfach ist die Form der Schuhe. In alten Grabfunden finden sich solche, die aus einem einzigen Stück Leder gefertigt sind, das am Rande ausgezackt und mit Löchern versehen ist, und über dem Fuß durch Schnüre oder Riemchen zugezogen wurden. Ähnliche Schnürschuhe, aber mit aufgenagelten Sohlen, haben sich als Fußbekleidung römischer Soldaten auf der Saalburg in Menge gefunden. Trotz ihrer Einfachheit haben diese Schuhe öfters künstlerischen Schmuck durch Färbung, Vergoldung, gepreßte und geschnittene Ornamente. Später finden sich verschiedenartige Formen, Halbstiefel, Gamaschen, auch Stoffschuhe. Das spätere Mittelalter liebt die langen Schnabelschuhe, die sich trotz amtlicher Verbote hielten, bis sie gegen 1500 durch die vorne ganz breiten „Ochsenmäuler" verdrängt wurden, die man aus den Bildnissen der Reformationszeit kennt. Die hohen Schaftstiefel gehören erst späterer Zeit an.

Eine Kopfbedeckung ist vor alters von den Männern nicht regelmäßig getragen worden. Auch hier gilt, daß ein durchgreifender Unterschied zwischen Männer- und Weibertracht fehlt. Die Männer trugen Filz- oder Strohhüte, Woll- oder Pelzmützen wie noch jetzt; aber auch Hauben wurden von Männern ge-

tragen, wie von dem putzsüchtigen jungen Helmbrecht in der Dorfgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts, und Pfauenhüte, d. h. mit Pfauenfedern bedeckte Hüte, kamen bei prachtliebenden Ritterslenten vor. Nicht minder mannigfaltig waren die Kopfbedeckungen der Frauen, die „Gebände", während das unverheiratete Mädchen die Haare lose trug.

Zur Vervollständigung der Tracht gehört auch der Handschuh. Er hat einen eigenen altdeutschen Namen, der in der lateinischen Form wantus, französisch gant usw. erhalten ist. Seine Hauptbedeutung ist rechtlich: der Handschuh wird symbolisch als Unterpfand gegeben, bei der Trauung, bei Übergabe von Gütern, bei Übertragung einer Gewalt, hingeworfen bei Aufforderung zum Kampf, als Zeichen des Bannes.

Von dem gerne und reichlich getragenen Schmuck war schon die Rede und wird noch mehr zu sagen sein.

Die Körperpflege verfügte natürlich nicht über die raffinierten Hilfsmittel, die das kaiserliche Rom kannte und die erst das neunzehnte Jahrhundert wieder aufgebracht hat. Aber sie wurde nicht vernachlässigt, wenn auch, was wir aus germanischer Zeit wissen, wenig genug ist.

Eine künstliche Färbung der Haut scheint bei Germanen nicht beobachtet worden zu sein. Die Britannier, von denen Cäsar sagt (Bell. Gall. 5, 14), daß sie sich blau färben, sind keine Germanen, und die Stelle bei Tacitus (Germ. 43) von den „gefärbten Körpern" der Harier hat romanhafte Züge; beide Male ist aber offenbar von einer Kriegstracht die Rede und dazu zu vergleichen, was später über die Haarfarbe zu sagen sein wird. Dagegen kennt das Mittelalter die Schminke schon recht wohl, und es wird uns gelegentlich von Dichtern erzählt, daß keine der Damen geschminkt gewesen sei.

Es fiel den Römern auf, wie gerne die Deutschen sich in dem kühlen Wasser ihrer Flüsse badeten und im Schwimmen übten. Zu allen Jahreszeiten war das aber nicht möglich, und Tacitus (Germ. 22) berichtet, daß man sich gleich nach dem Aufstehen, meist mit warmem Wasser, wasche — oder bade, denn das lateinische lavantur kann beides bedeuten. Die Gedichte der Ritterzeit zeigen dann, welch großen Wert man auf ein warmes

Reinigungsbad legte. In den erzählenden Gedichten ist es ein stehender Zug, daß der Gast, der zu Pferd angekommen ist, zunächst in ein Bad gesetzt wird; es wird auch öfters des Badens gedacht, ohne daß ein bestimmter Anlaß dazu wäre. Der Chirurg, der das Rasieren und ähnliche Verrichtungen besorgt, hieß und heißt in manchen Gegenden noch heute Bader. Neben den Wannenbädern werden gegen 1300 zum ersten Male Dampfbäder genannt, die dann allgemein wurden und in Rußland und Skandinavien volksüblich geblieben sind; primitiv eingerichtet, wie sich denken läßt, aber die Hauptbestandteile des „russischen" Bades, das Massieren und die dem Schwitzbad folgende kalte Übergießung, sind schon mittelalterlich. Man wird freilich anzunehmen haben, daß es dafür mit sonstiger Sauberkeit weniger gut bestellt gewesen sei.

Keine kleine Rolle spielte die Pflege des Haares. Man hat nicht umsonst in den Gräbern viele Kämme gefunden, die sich von den jetzt üblichen nur durch die gerne angebrachte künstlichere Ausstattung unterscheiden, und zwar sowohl in Männer- als Frauengräbern. Ebenso sind Haarzangen, Haar- und Bartscheren öfters zu finden.

Zunächst von den Männern. Von mehreren deutschen Völkerschaften wird berichtet, daß langwallendes Haar Auszeichnung der freien Männer gewesen sei. Einen am Haar zu ergreifen, kostet nach altsächsischem Recht 120 Schillinge. Den ins Kloster gesteckten wird das Haar kurz abgeschnitten. Bei den Franken war das lange Haar ein Vorrecht der Könige (criniti). Auch in der Ritterzeit findet man es noch, es kann sogar in Zöpfe geflochten werden, aber auch kürzer geschnitten sein.

Es scheint jedoch nicht, daß das lange Haar der Freien von jeher und überall anzunehmen sei. Die Deutschen auf den Darstellungen der Trajanssäule haben mäßig kurzes. An zwei Stellen bei Tacitus erscheint Wachsenlassen des Haares und Bartes als eine Art selbstauferlegter Buße. Von dem besonders kriegerischen Volke der Chatten (Hessen) erzählt er (Germ. 31), daß sie von der Mündigkeit an Haar und Bart wachsen lassen und erst, nachdem sie einen Feind erlegt haben, „legen sie diese dem Heldentum geweihte Tracht ab. Jetzt erst halten sie sich für wert des Lebens, der Heimat und der Eltern. Faule und Unkriegerische verharren in ihrer Struppigkeit." Eine Sitte, gerade so zu beurteilen wie die sofort nachher erwähnte, daß die Tapfersten einen

Eisenring als Zeichen der Schmach tragen, bis sie sich durch Erlegung eines Feindes gelöst haben. Daß das nicht wie anderes in Tacitus Schilderungen romantische Erdichtung ist, beweist der Bericht (Hist. 4, 61), daß Civilis, der Führer des niederländischen Aufstands, nachdem er gegen Rom die Waffen ergriffen, sein langes, gerötetes Haar erst nach einem Blutbad abgelegt habe, das er unter den Feinden angerichtet.

Es wird uns auch von besonderen Haartrachten bei einzelnen Völkern berichtet. Von den Langobarden erzählt ihr Landsmann Paulus Diakonus (Hist. Lang. 4, 22): „Sie rasierten den Hals bis zum Hinterkopf, ließen die Haare nach vorn bis auf den Mund hängen und scheitelten sie in der Mitte der Stirn", was der in Gallien wohnhafte Sidonius Apollinaris im fünften Jahrhundert für die Franken bestätigt. Wichtiger ist die bekannte Angabe des Tacitus über die Sueben (Germ. 38): „Kennzeichen der Völkerschaft ist, das Haar schief herüber zu ziehen und in einen Knoten zu flechten. So unterscheiden sich die Sueben von den andern Germanen, so die freien Sueben von den Knechten." Man hat diesen Knoten früher allgemein auf dem Wirbel hinten gesucht, und kein modernes Phantasiebild zeigt ihn anders. Aber Tacitus fährt fort, junge Leute folgten dieser Sitte auch bei andern Stämmen, „bei den Sueben aber streicht man bis zum Grauwerden das widerstrebende Haar zurück und bindet es oft nur auf dem Wirbel." Alte Originalabbildungen zeigen den Knoten vielmehr vorn an der rechten Seite der Stirn oder tiefer gegen das rechte Ohr angebracht, niemals hinten. Ob diese Tracht gerade suebisch war, ist wohl nicht sicher zu stellen. Nachahmung bei andern Germanen gibt Tacitus zu, und andere Römer führen den Knoten mit andern Völkerschaftsnamen auf. Wenn Tacitus sagt, die Vornehmen hätten ihn auch reicher verziert, so kann angeführt werden, daß ihn auf der Trajanssäule nur drei Offiziere tragen, die der Ansprache des Feldherrn zuhören; vielleicht war er überhaupt Auszeichnung für Führer.

Noch eine Eigentümlichkeit germanischer Zeit ist zu erwähnen, das Rotfärben der Haare. Es ist an mehr als einer Stelle alter Schriftsteller gesagt, daß die Germanen (oder auch Gallier) sich einer Seife bedienen, um ihr Haar rot zu färben, daß dies aber mehr bei den Männern als bei den Frauen üblich sei; auch ist mehrmals, vom ersten Jahrhundert, aus dem oben die Stelle über Civilis angeführt wurde, bis zum vierten, angegeben, daß

das im Krieg oder vor der Schlacht geschehe; auch Livius gibt es schon für die Gallier an. Das wird denn auch der ursprüngliche, vielleicht der einzige Zweck des Verfahrens gewesen sein; denn wir können öfters finden, daß die Alten Erscheinungen verallgemeinert haben, die ihnen bei den Nordländern speziell im Krieg entgegengetreten sind: das Haar, das im Kampf unbedeckt getragen wurde, sollte eine leuchtende, für den Gegner eine Schreckfarbe bekommen. Die Römer bezogen aber, besonders aus dem schon um Christi Geburt wohlbekannten Wiesbaden (aquae Mattiacae), solche Seifenkugeln, nicht zur Hautreinigung — dieser spätere Gebrauch der Seife ist keinem antiken Autor bekannt —, sondern um damit die dunkeln Haare ihrer Modedamen „feuerfarbig" zu machen. Das ist an mehreren Stellen derselben Jahrhunderte zur Genüge bezeugt. Es ist auch kein Zweifel, daß das Hilfsmittel („sapo") kein anderes als eine Art von Seife gewesen ist. Plinius (28, 191) weiß, daß sie aus Talg und Asche in fester und flüssiger Form (harte und Schmierseife) gemacht wird; der Mediziner Galenus redet von Talg, Lauge und Kalk. Ich habe eigene Versuche angestellt und erprobt, daß mit einer Abkochung von Talg, Lauge und gebranntem Kalk unter Mitwirkung des Sonnenlichtes schwarzes Haar blond, dunkelblondes und graues hellblond gefärbt werden kann, mit einem leichten Stich ins Rötliche. Daß neben, genauer nach dieser Seife noch ein roter Farbstoff gebraucht wurde, ist für die germanische Kriegsfärbung wahrscheinlich.

Über das Weiberhaar ist nicht viel mehr zu sagen. Von einer künstlichen Färbung desselben ist nichts bekannt; blonde Farbe hat hier immer für die schönste gegolten, wie übrigens im Mittelalter auch beim Manne, denn jenes Rotfärben ist über das siebte Jahrhundert herab keinesfalls nachweislich. Poetische Schilderungen weiblicher Schönheit reden noch lange nach dem Mittelalter von blondem Haar; erst mit dem Kultus Italiens im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts scheint die Bewunderung des „Rabenhaares" zu beginnen, das Wort findet sich zuerst bei den Lyrikern des Göttinger Dichterbundes. Noch im Mittelalter trägt das Mädchen das Haar hängend, ganz lose oder in Zöpfen; nach der Verheiratung wird es aufgebunden.

Sehr wechselnd nach Ort und Zeit muß das Tragen des Bartes gewesen sein. Daß man in ganz alten Zeiten den Bart ganz oder teilweise abnahm, das zeigen die vielen Rasiermesser,

die schon in Gräbern der Bronzezeit gefunden worden sind; sie haben eine eigentümliche mondsichelartige Form. In den merowingischen Funden fehlen sie. Die Germanen auf römischen Denkmälern sind vollbärtig; von den Alemannen, Sachsen und Angelsachsen erfahren wir das nämliche, und die Langobarden sind danach als „Langbärte" benannt. Bloß den Schnurrbart zu tragen ist keltische Sitte, wie die antiken Statuen des sterbenden Galliers und des attalischen Weihegeschenkes zeigen. Auch Germanen haben sie da und dort angenommen; namentlich solche, welche auf altgallischem Gebiete wohnten. So trugen bei den Franken nur die Könige den Vollbart, die Gemeinen den Schnurrbart; ähnliches wird von den Westgoten berichtet. Spätere fränkische Könige, wie Karl der Große, schlossen sich der Volksübung an; Karl erscheint auf seinen Originaldarstellungen schnurrbärtig. Im Mittelalter wechselte die Bartmode sehr, von völliger Bartlosigkeit bis zum Flechten des Bartes in Zöpfe — was ja freilich nicht jeder mitmachen konnte.

Kulturpflanzen und Haustiere.

Wir haben gesehen, daß den Deutschen schon vor ihrer Berührung mit den Römern ein geregelter Ackerbau zuzuschreiben ist und wie wir uns die gesamte Fluranlage einer Gemeinde vorzustellen haben. Wie die alten Rechte zeigen, ist die Ordnung dieser Dinge eine strenge gewesen; der Flurzwang hat noch das ganze Mittelalter hindurch bestanden, das heißt, es war jeder Bauer verpflichtet, die Kulturfolge mit den andern einzuhalten, zugleich mit ihnen das Feld zu bestellen; es konnte nicht einer im nämlichen Gewann sein Feld brach liegen lassen, wo es der andere bestellte. Eine gewisse Kulturfolge mußte vorhanden sein, sobald Ackerbau auf einem Grundstück längere Zeit bestand; denn kein Boden hält alljährliche Bestellung mit Feldfrucht beliebig lang aus. Als gewöhnliche bäuerliche Anbaufolge ist uns heutzutage die Dreifelderwirtschaft bekannt, bei welcher dasselbe Feld erst mit Wintergetreide (Dinkel, Winterweizen, Winterroggen, Wintergerste), dann im zweiten Jahr mit Sommergetreide (Hafer, Sommerweizen, Sommerroggen, Sommergerste) bestellt wird und im dritten brach liegen bleibt, wobei zwischen schwarzer Brache, d. h. völliger Anbaulosigkeit, und grüner, d. h. Bestellung mit Futterkräutern u. dergl., unterschieden wird. Diese Wirtschaftsart, bei der man auch von den drei Zelgen oder Eschen (dem Winter-, Sommer-, Bracheſch) redet, haben viele schon für altgermanisch gehalten, nur daß jedenfalls bloß von schwarzer Brache die Rede sein könnte. Sie kommt jedoch zur Zeit Karls des Großen als verbesserte Wirtschaftsform auf königlichen Gütern vor. Für alte Zeit ist sie nicht anzunehmen. Sie verlangt viel Düngung, um das Feld nicht zu sehr zu erschöpfen. Zwar kennt schon Plinius (17, 47) die Sitte am Rhein, mit Mergel zu düngen.

Aber die Düngung mit Mist scheint sich erst später verbreitet zu haben; sie verlangt als Grundlage für ausgiebige Fütterung des Viehs den Wiesenbau, und den hat das alte Germanien noch nicht gekannt; von dem meist im Freien weidenden Vieh waren nicht systematisch große Düngermengen zu gewinnen.

Man hat also für die älteste Zeit einfachere, dem Boden weniger zumutende Wirtschaftsformen zu denken. Solche bestehen noch jetzt, wo die Verhältnisse sie begünstigen, der Dreifelderwirtschaft aber Schwierigkeiten in den Weg legen. Eine solche ist die sogenannte Feldwaldwirtschaft: ein Waldbestand wird abgehauen, das Reisig zu düngender Asche verbrannt, in den Boden einmal oder mehrmals Korn gesät und dann die Waldausschläge wieder längere Zeit wuchern gelassen. Oder die Feldgraswirtschaft der sogenannten Ausfelder (Dreesch, Dreisch), bei der das Feld nach einmaliger Bestellung längere Zeit brach liegt. Mit dem Gewannsystem sind die verschiedensten Arten von Fruchtfolge denkbar.

Daß das jeweilige Pflugland mit einem Zaun umsteckt wurde, um es gegen das Weidevieh zu schützen, ist schon früher gesagt worden.

Von Getreidearten hat man schon in Niederlassungen der vorhistorischen Zeit alle jetzt üblichen gefunden, dazu noch die jetzt fast ganz abgekommene Hirse. Statt des Weizens wird in der Südwestecke Deutschlands zumeist Dinkel (Spelt) gebaut; sein Verbreitungsgebiet, besonders in früherer Zeit, fällt merkwürdig mit dem des Alemannenvolkes zusammen, ohne daß das geschichtlich vollkommen befriedigend gedeutet werden könnte. Die nordischen Brotfrüchte, Roggen und Hafer, treten in den vorgeschichtlichen Funden später auf als die südlicheren; ihr Anbau ist aber schon urgermanisch.

Das Feld wurde schon in vorrömischer Zeit mit dem Pfluge, längst nicht mehr mit der Hacke bestellt. Der in Deutschland schon seit Jahrhunderten übliche Pflug hat große Vorzüge vor dem einfachen Hakenpflug des Südens. Während dieser die Erde nur geradlinig aufreißt, so daß, um die Lockerung gründlich zu machen, ein zweites Mal in die Quere gepflügt werden muß, so ritzt jener mit dem vorderen, senkrechten Eisen, dem „Sech", den Boden auf, die gekrümmte Pflugschar hebt sodann die Scholle auf und wendet sie um. Plinius (18, 172) redet schon von gallischen Pflügen, welche plaumorati heißen, worin man unser etymologisch

dunkles „Pflug" und „Rad", also einen Räderpflug, gefunden hat. Man hat demgemäß unsern Pflug für uralt angesehen und auch die langgestreckten Beete der Gewanne mit ihm in Verbindung gebracht; ob das nicht etwas zu weit geht, kann man zweifeln. Jedenfalls haben wir das Instrument nicht aus dem Süden erhalten; außer insofern der Ackerbau überhaupt ein Kulturimport sein mag — der aber Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung erfolgt wäre.

Geschnitten wurde das Getreide mit der Sichel. Es haben sich solche aus Bronze und aus Eisen erhalten. Das Dreschen ist im nordischen Klima schon vor Christi Geburt auf bedeckten Tennen, nicht im Freien, wie im Süden, geschehen; bairische Mundart hat das alte Wort „Drischel" erhalten, während „Flegel" eine Entlehnung aus dem lateinischen flagellum „Geißel" ist, vielleicht für eine veränderte Form des Gerätes. Die Mühle wurde in ältester Zeit mit der Hand getrieben; solche, von den Weibern getriebene Handmühlen haben den alten Namen quern-, der in manchen Ortsnamen mit Kirn, Kürn fortlebt. Erst den Römern entlehnt sind die Wassermühlen; unser „Mühle" beruht aber nicht auf altlateinischem mola, sondern auf späterem molina. Über das — gewiß hohe — Alter der Windmühlen entgehen uns genauere Notizen.

Neben dem Feldbau haben die Germanen schon gewisse andere Kulturen gekannt, andere von den Römern übernommen. Vom Wiesenbau ist schon die Rede gewesen. Welche Gartengewächse vorrömisch sind, ist im einzelnen schwer auszumachen. Der Name Rübe ist einheimisch. Die gelbe Rübe oder Möhre (auch ein germanisches Wort) wurde nach Plinius (19, 90) zu Gelduba am Rhein, jetzt Gellep bei Ürdingen, am vollkommensten erzeugt; der Kaiser Tiberius ließ seinen Bedarf jährlich aus Deutschland kommen. Der Rettich, meint derselbe Gewährsmann (19, 83), liebe lockere, feuchte Erde und sei so sehr Freund der Kühle, daß er in Deutschland so groß werde wie ein kleines Kind. In Oberdeutschland gebe es auch (19, 145) eine Art von Spargeln. Beide Pflanzen haben im Deutschen lateinische Namen, was wenigstens beim Rettich darauf gedeutet werden kann, daß mit ihm Handel getrieben wurde — vergleiche das früher über den mit Gänsen gesagte. Bei Erbsen und Linsen kann man zweifeln, ob ihre Namen zu den indogermanisch gemeinsamen gehören oder dem Latein entnommen sind. Die Bohne hat einen einheimisch

deutschen Namen; der bezeichnet aber von Haus aus und noch im Mittelalter die Acker- oder Saubohne, welche in manchen Gegenden von den Menschen gegessen, in andern nur als Viehfutter gebaut wird; die Gartenbohne ist erst aus Amerika gekommen und hat zunächst den in deutschen Mundarten noch jetzt üblichen Namen „Fasole“ oder „Fisole“ erhalten, dessen lateinisch-griechisches Vorbild phaseolus eine andere Leguminose bezeichnet. Andere Gemüse haben lateinische Namen wie Kohl (caulis), Lattich (lactuca), Kappis (caput, Kohl-„Kopf“) und werden damit anzeigen, daß entweder ihre Kultur überhaupt oder eine verfeinerte Art derselben römischem Vorbild entnommen sei. Angefügt kann werden, daß auch das Zeitwort „pflücken“, das manchen deutschen Mundarten fehlt, lateinischen Ursprungs ist. Man wird in diesem und verwandten Fällen schwanken können, ob die Entlehnung auf altrömischen oder kirchlichen Einfluß zurückgeht. Schon im frühen Mittelalter war die Kultur der Gartengewächse bei uns bedeutend entwickelt. Die Formularienbücher der fränkischen Zeit geben uns aus den Zeiten Karls des Großen und seiner Nachfolger bedeutsame Einblicke in solche Dinge, und die Masse der Küchengewächse, die damals auf einem Königshofe vorrätig sein mußten, ist recht ansehnlich. Es sind in dem Capitulare de villis um 800 aufgezählt als Gartengewächse: Lilien, Rosen, Steinklee, Costum, Salbei, Raute, Stabwurz, Gurken, Melonen, Kürbisse, Phaseolus, Kümmel, Rosmarin, Karbe, Meerzwiebel, Schwertlilie, Schlangenwurz, Anis, Koloquinte, Zichorie, Ammi, Kerbel, Lattich, Schwarzkümmel, Senf, Kresse, mehrere Arten von Minze, Eppich, Petersilie, Liebstöckel, Sevenbaum, Dill, Fenchel, Endivie, Weißwurz, Bohnenkraut, Wurmkraut, Tausendgüldenkraut, Mohn, Bete, Haselwurz, Eibisch, Malve, Karotte, Pastinak, Gartenmelde, Spinat, Kohlrabi, Kohl, Zwiebel, mehrere Laucharten, Röte, Karde, Saubohne, mehrere Erbsenarten, Koriander, Springwurz; auf seinem Haus soll der Gärtner die Hauswurz pflanzen.

An Obstbäumen zählt dieselbe Verordnung auf: Apfel, Birne, Pflaume, Pfirsich und Kirsche, alle in verschiedenen Arten, deren bei Äpfeln und Birnen einige genannt werden; Spierbaum, Mispel, Kastanie, Quitte, Haselnüß, Mandel, schwarze Maulbeere, Lorbeer, Pinie, Feige, Wallnuß. Lassen wir Lorbeeren, Pinien und Feigen, die nur von den südlichen Teilen des Frankenreiches verlangt werden konnten, ganz beiseite, so sind Kastanien, Pfirsiche,

Quitten, Mandeln und Wallnüsse nebst der in der Verordnung nicht genannten Aprikose erst in der Römerzeit, zum Teil noch später, eingeführt worden; ebenso wohl die uns sehr fremd gewordenen Spierlinge und Mispeln. Dagegen haben sich Kerne von Äpfeln, Birnen, Pflaumen und Kirschen in vorhistorischen Resten, zum Teil schon aus der späteren Steinzeit, gefunden. Ebenso ist die gewöhnliche Haselnuß ein einheimisches Gewächs, das auch eine gewisse Bedeutung für den Kult und das öffentliche Leben gehabt haben muß; in Gräbern aus merowingischer Zeit hat man Haselnüsse als Wegzehrung für die Toten gefunden. Die genannten Fruchtgattungen kommen nicht nur heute, sondern auch im Altertum in verschiedenen Abarten vor. Wenn Birnen, Pflaumen und Kirschen (wofür der einheimische Name in unserem „Weichsel" erhalten zu sein scheint) zweifellos ebenso aus dem Lateinischen entlehnte Namen haben wie Kastanien, Pfirsiche, Quitten, Mandeln und Aprikosen, so wird das darauf beruhen, daß durch die Römer neue Sorten derselben eingeführt worden sind. „Kirsche" und „Pflaume" deuten durch ihre Namensform auf ganz alte Entlehnung hin; „Birne", alt pira, kann aus lateinischem pirum erst viel später entlehnt sein, ist also vielleicht, wie „Pforte" für „Tür" u. dergl., ein neues Lehnwort für eine alte Sache. Der Apfel allein unter diesen Hauptobstarten hat keinen lateinischen Namen, sondern einen, der den keltischen und slawischen Sprachen mit eigen ist. Man hat das in Verbindung gebracht mit der Wahrnehmung, daß sich in vorhistorischen Funden Apfelkerne verschiedener Größe gefunden haben. Das würde darauf hindeuten, daß man neben dem Holzapfel schon großfrüchtigere Sorten hatte und deren Veredlung verstand. Im übrigen aber ist die Technik des „Pfropfens" oder „Imptens", wie diese Wörter selbst beweisen, dem Römischen entlehnt.

Von Weinreben sind möglicherweise gewisse wildwachsende Arten bei uns schon vorhistorisch. Aber die Pflege des Weinstocks ist von den Römern und zwar vorzüglich über Gallien entnommen. Im zweiten Jahrhundert nach Christo ist sie schon etwa an den Rhein vorgedrungen; später wurde der Rebbau, gefördert durch das kirchliche Bedürfnis des Abendmahlsweins, über den größten Teil von Deutschland verbreitet und drang, wie urkundliche Notizen und Flurnamen zeigen, im Norden und Osten, sowie im süddeutschen Berglande bis in Gegenden vor, die dazu sehr wenig geeignet waren, weshalb er vom Mittelalter an sich all-

mählich in die Grenzen zurückgezogen hat, in denen er heute noch getrieben wird.

Neben dem Ackerbau war und ist die Viehzucht der Stolz und Reichtum des Landmannes; den einzigen Reichtum des germanischen Bauern nennt sie Tacitus (Germ. 5). Es hat sich das auch in der Sprache ausgeprägt. Wie lateinisch pecunia „Geld" zu pecu „Vieh" gehört, so bezeichnet „Schatz" im Gotischen das Vieh, fê „Vieh" im Altnordischen die Habe, „Habe" und „Ware" in deutschen Mundarten das Vieh. Man hat das wohl früher zu extrem gefaßt, als ob der Ackerbau daneben gar nicht oder kaum zur Geltung gekommen wäre. Daß dem nicht so sein kann, ist schon mehr bemerkt worden. Man wird vielmehr daran erinnern dürfen, daß für den gewöhnlichen Bauern noch heute die Produkte des Feldes ganz oder doch in erster Linie zur eigenen Nahrung dienen, das Vieh aber Handelsartikel ist.

Das Vieh wurde in alter Zeit weit mehr geweidet als heutzutage. Plinius (17, 26) lobt die germanischen Weiden, und noch im Mittelalter bot die Allmende Raum genug dazu; der Gemeindehirt ist in den alten Dorfordnungen eine sehr wichtige Person. Es wird aber daraus eins folgen, was auch schon die Alten beobachtet haben: da das Maß und die Güte des Futters, sowie die Paarung geeigneter Zuchttiere bei der freien Weide nicht in dem Maße wie heutigen Tags, vielfach überhaupt gar nicht garantiert werden konnte, so konnten keine großen oder sonst besonders wertvollen Schläge erzielt werden. Es gilt das vor allem für das Pferd und für das Rind. Vom Pferde wissen wir manches über seinen Gebrauch, wovon später geredet werden soll, kaum etwas über seine Zucht. Cäsar sagt (Bell. gall. 4, 2): „Die Germanen brauchen keine eingeführten Zugtiere, aber die bei ihnen gebornen, klein und häßlich, bringen sie durch tägliche Übung zu den höchsten Leistungen"; Tacitus (Germ. 5): „Auch das Rind hat nicht seinen Stirnschmuck, man erfreut sich nur an der Zahl." Kleines Vieh, nicht höher als einen Meter, kommt in Riedgegenden noch immer vor; eine Kuh, die in dem vorhistorischen Torfmoor bei Schussenried in Oberschwaben gefunden wurde, ist nicht größer als ein großer Hund und hat winzige Hörner. Häufig war das Schwein, dessen Fleisch im Mittelalter für besonders gesund galt, wie es jetzt noch auf dem Lande oft die einzige Fleischnahrung bildet.

Schafe und Ziegen waren sehr verbreitet, die letzteren besonders in Berggegenden. Selten, aber doch häufiger als jetzt, war der Esel; das Maultier ist im Mittelalter zum Transport, für Damen auch zum Reiten gebraucht worden.

Auch das jetzt übliche Geflügel ist schon in germanischer Zeit gepflegt worden. Die Ente hat einen indogermanischen Namen, ist aber vielleicht mehr gejagt als gezüchtet worden. Wie weit im germanischen Altertum die wild vorkommende Taube, die einen germanischen Namen hat, als gezüchtet vorkam, wissen wir nicht. Dagegen sind Hühner und Gänse, wie ihre Namen bestätigen, dem altgermanischen Haushalt eigen gewesen. Das Huhn ist, je weiter nach Süden, um so vollkommener; die Gans, die in südlicheren Gegenden wenig bekannt ist, umgekehrt — von dem mit ihren Federn getriebenen Handel ist früher die Rede gewesen. Aus dem Lateinischen entlehnt sind die Namen für Pfauen und Fasanen, von denen der erstere im Mittelalter ein beliebtes Schaugericht gewesen ist.

Die Fürsorge der Karolinger, besonders Karls des Großen, für die Landeskultur zeigt sich auch in den Vorschriften für den Viehstand ihrer Güter, welche auf uns gekommen sind. Gestüte wurden eingerichtet. Rinder-, Schweine-, Schaf- und Ziegenherden sollten gehalten werden. Ebenso wurden Hühner und Gänse, Enten und Tauben, aber auch Rebhühner, Pfauen und Fasanen vorgeschrieben. Die Zahl der Tiere steigt auf einigen solcher Königshöfe über tausend. Es ist nicht ganz ohne Interesse, die Zusammensetzung des lebenden Inventars solcher Höfe kennen zu lernen. Auf dreien von ihnen fanden sich insgesamt 2857 Stück, darunter: 928 Schafe, 775 Schweine, 332 Pferde, 215 Rinder, 136 Ziegen und Böcke, 4 Esel; 279 Hühner, 102 (!) Pfauen, 80 Gänse, aber nur 6 Enten. Wenn man damit den Bestand an Haustieren in einem jetzigen Territorium vergleicht, so muß man sich gegenwärtig halten, daß das Inventar einer fürstlichen und das einer gemeinbäuerlichen Haushaltung nicht direkt vergleichbar sind. Aber die Verschiebungen, die sich in tausend Jahren ergeben haben, sind auch so noch lehrreich. Im Königreich Württemberg, dessen jedenfalls nach keiner Seite extreme Zahlen mir zu Gebote stehen, war um 1900 die Reihenfolge, nach Prozenten innerhalb der Gesamtmenge der Haustiere, diese: Hühner 43 (im 9. Jahrhundert 10) Prozent, Rindvieh 26 ($7^1/_2$), Schweine 13 (27), Schafe 8 (32), Gänse 5 (3), Enten 3 (0,2,

früher wohl meist wild und nur gejagt), Pferde 3 (12), Ziegen 2 (5); Esel und Pfauen sind kaum mehr zu rechnen. Solche Zahlen gehen je nach den kommerziellen Verhältnissen auf und ab; in dem starken Abnehmen der Schafe (in Württemberg in zwanzig Jahren von 14 auf 8 Prozent) spiegelt sich die Weltkonkurrenz der australischen Schafwolle. Aber abgesehen davon läßt sich doch wahrnehmen, wie die durch Menge und Güte ihres Fleisches wertvollen Arten die andern überholt haben.

Zu den aufgezählten Haustieren kommt noch die Biene. Sie ist in alter Zeit hochgeschätzt, weil ihr Honig das älteste Getränk, den Met, liefert, im ganzen Mittelalter, weil der Honig die gewöhnliche Süßwürze, das Wachs aber für kirchliche und weltliche Zwecke hochgeschätzt ist. Im Walde konnte einer einen Zeidelbaum für sich wählen und markieren; aber auch die Zucht in Körben ist schon früh betrieben worden.

Unter den Wächtern des Hauses ist der Hund uralt. Seine Schätzung in alten Gesetzen, voran dem bairischen Volksrecht, beruht freilich vor allem auf seiner Brauchbarkeit für die Jagd. Auch die Hauskatze, die dem hellenischen Altertum noch gefehlt hat, ist dem deutschen schon bekannt. Nicht minder hat man schon in der fränkischen Zeit Tiere zum bloßen Vergnügen gehalten: Schoßhunde, zahme Mäuse, Hermeline, Wiesel, Eichhörnchen, Marder, Singvögel, Staren, Elstern, Papageien. Zahme Bären, Leoparden oder Löwen waren schon seltener; vornehme Herren haben sich mitunter kleine Menagerien solchen Wildes gehalten.

Essen und Trinken.

Wenn man die beiden Hauptzeugen unter den alten Schriftstellern hört, so hätte die Nahrung der Germanen vorzugsweise aus Fleisch und Milch bestanden. Cäsar sagt (Bell. gall. 4, 1): „Sie leben nicht viel von Getreide, sondern größtenteils von Milch und Fleisch, solchem von Haustieren und solchem von Wild, wie sie denn große Jäger sind"; und (6, 22): „Sie befleißigen sich nicht des Ackerbaus; der größere Teil ihrer Nahrung besteht in Milch, Käse und Fleisch." Tacitus (Germ. 23): „Ihre Speisen sind einfach: wildes Obst, frisches Wildbret oder saure Milch; man stillt den Hunger ohne Aufwand und ohne Reizmittel." Die letzte Stelle gehört zu denen bei Tacitus, welche nach einem herkömmlichen Muster die einfachen Sitten der nordischen Barbaren schildern sollen. Sachlicher drückt sich, wie immer, Cäsar aus. Er will auch den Genuß von Feldfrüchten nicht leugnen, sondern nur auf ein geringes Maß beschränken. Ob er damit Recht hat gegenüber den früher angeführten Wahrnehmungen uralten Ackerbaus auf germanischem Boden, wird sich fragen. Daß die Alten über den Genuß der Feldfrüchte nichts besonderes berichten, ist sehr leicht zu verstehen, denn für sie war er selbstverständlich; man mag außerdem darin erinnern, daß noch heute Südeuropa und Süddeutschland weit mehr Mehlspeisen kennt als der Norden. Übrigens redet wenigstens eine Stelle des Plinius (18, 149) vom Hafer. Er kennt ihn als Getreide nicht aus eigener Anschauung, verwechselt ihn vielmehr mit dem Flughafer, wenn er meint, er sei ein Hauptfehler im Getreide, Gerste entarte zu Hafer, so daß dieser selbst der Feldfrucht ähnlich sei. „Denn die Völker Germaniens säen ihn und leben von keinem andern Brei" — der Liebhaber von Haferbrei kann sich also rühmen, einem zweitausendjährigen Nationalgeschmacke zu huldigen.

Von den andern obengenannten Speisen brauchen Obst und

andere Früchte nicht mehr erwähnt zu werden. Die saure Milch ist noch jetzt, soweit die Käsereien sie nicht aufkaufen, dem Bauern ein beliebtes Gericht, lieber als die süße; auch der skandinavische Norden hat sie geschätzt. Wenn Cäsar von Käse redet, so leugnet ihn Plinius (11, 239): „Es ist seltsam, daß die barbarischen Völker, die von Milch leben, soviel Jahrhunderte lang die Gottesgabe des Käses nicht kennen oder verschmähen." Es fragt sich nun eben, was der Einzelne unter Käse verstehen will. Die feineren Sorten hat man bei uns von den romanischen Völkern erlernt, die uns in dieser Fabrikation noch heute voraus sind; auch das Wort stammt vom lateinischen caseus. Plinius weiß aber auch (a. a. O. und 28, 133 ff.), daß jene „Barbaren" aus Milch vielmehr Butter und Butterwasser machen; er sagt, daß durch den Gebrauch der Butter sich der Reiche vom gemeinen Mann unterscheide; sie werde meist aus Kuhmilch, selten aus Schaf- oder Ziegenmilch bereitet; ein Butterfaß beschreibt er auf eine Art, daß es sich von dem im neunzehnten Jahrhundert üblichen kaum unterschieden haben dürfte. Das Wort „Butter" ist zwar von den Römern, durch diese von den Griechen entlehnt, und nur die Schweiz hat den vermutlich ältern deutschen Namen „Anke" bewahrt. Aber die Sache ist altgermanisch. Die Römer und Griechen, die in ihren südeuropäischen Wohnsitzen zum Olivenöl übergegangen waren, haben die Butter, das „Öl aus Milch", bei allen möglichen umwohnenden Völkern gekannt, nicht nur als Speisefett, sondern auch als Salbe; wenn ein feingebildeter Römer in Gallien die Nase rümpft über die ranzige Butter auf den Haaren des Burgunders, so erzählt der alte Plutarch, wie eine Galaterin und eine Spartanerin bei ihrem Anstandsbesuch sich gegenseitig abgewandt haben, weil die eine den Geruch der Salbe, die andere den der Butter nicht aushielt.

Über das Fleisch der Haustiere ist nicht viel mitzuteilen. Es scheint, daß man es lieber sott als briet, wenn man das aus den Erwähnungen bei heidnischen Opfermahlzeiten und daraus schließen darf, daß die Gesundheitslehren des spätern Mittelalters gesottenes Fleisch vorziehen; dagegen wurde das Wild gerne am Spieß gebraten und war in alter Zeit wie im Mittelalter eine beliebte Herrenspeise. Schweineschinken bezogen schon die Römer der Kaiserzeit gerne aus dem heutigen Westfalen. Außer den uns noch geläufigen Haustieren aß die heidnische Zeit auch das Pferd. Es war, wie wir sehen werden, mit gottesdienstlichen

und verwandten Akten im Zusammenhang; daher hat auch die Kirche verpönt, es zu essen, und es ist ihr gelungen, den Genuß seines Fleisches in Abgang zu bringen. Von Vögeln sind zahme und wilde genossen worden; dem klassischen Altertum und der Ritterzeit war auch der Pfau ein geschätztes Gericht, das als Hauptgang einer Rittertafel beliebt war. Der Bestand unserer Gewässer an Fischen hat sich nur vermindert, nicht wesentlich verändert. Fischereigeräte weisen schon ganz alte Funde auf. Die heute geschätzten Sorten von Fischen kennt das Mittelalter schon; auch den Kaviar, wenigstens in Skandinavien. Das kirchliche Fastengebot veranlaßte einen starken Betrieb der Fischzucht, Anlage von Weihern u. dergl. Eine lokal begründete Besonderheit ist es, wenn Cäsar (Bell. gall. 4, 10) von wilden Stämmen an den Rheinmündungen weiß, die von Fischen und Vogeleiern leben sollen.

Das Getreide wurde, wie schon erwähnt, nicht bloß als Brot, sondern auch als Brei u. dgl. genossen; man darf anführen, daß das Wort „Mus" in alter Sprache Speise überhaupt bedeutet. Die uns geläufigen Formen des Brotes sind, nach Abbildungen zu schließen, schon alt, auch die Bretzel, deren romanischer Name „Ärmchen" zu mittelalterlichen Abbildungen paßt, die etwa der Form eines jonischen Kapitells gleichen.

Obst und Speisekräuter sind schon früher besprochen. Von Würzmitteln sind Salz und Honig uralt. Von letzterem war schon die Rede. Er ist das übliche Süßmittel durch das ganze Mittelalter hindurch geblieben. Zuckerrohr wurde schon im frühen Mittelalter in Mesopotamien gebaut und durch die Araber in Südeuropa, besonders Spanien, angepflanzt. Der Zucker blieb aber teuer und wurde mehr als Medikament denn als gewöhnliches Nahrungsmittel verwandt. Mit Salz ist unser deutsches Land reichlich gesegnet, und die Bewohner wußten seinen Wert so wohl zu schätzen, daß um salzhaltige Quellen öfters zwischen den Nachbarn gekämpft worden ist. Die Art der Gewinnung war eigentümlich und ist von Schriftstellern des ersten Jahrhunderts übereinstimmend so beschrieben: man schüttete die Soole über einen brennenden Scheiterhaufen, am besten von Eichen-, auch von Haselholz. Das so gewonnene Salz war mit Asche vermischt, schwärzlich; es ist nicht unmöglich, daß die Verwendung von Lauge, wie sie in Süddeutschland für gewisse Backwerke üblich ist, in letzter Linie darauf zurückgeht. Die meisten andern Gewürze

mußte man von auswärts beziehen; sie haben auch zumeist fremde Namen, wie Ingwer, Pfeffer, Safran, Zimmt, Muskatnuß; die Gewürznelke benennen wir in ursprünglich niederdeutscher Form: dat nêlke, hochdeutsch „Nägelein", von der Form (die weit später eingeführte Gartennelke ist erst nach ihr benannt). Pfeffer diente als Wertmesser und als Geschenk, eine Bezeichnung wie „Pfeffersack" hat die Erinnerung an die frühere Wichtigkeit dieser Ware erhalten. Das Mittelalter hat, wie fette, so auch stark gewürzte Speisen geliebt, und das früher mitgeteilte Verzeichnis aus karolingischer Zeit verrät, daß das schon recht bald der Fall gewesen ist.

Von Getränken brauchen bloß die gegorenen besprochen zu werden. Ob germanische Völker jemals den Kumys, die alkoholisch vergorene Stutenmilch der östlichen Völker, gekannt haben, ist nicht überliefert; von den Skythen wissen wir es. Gemeinsam mit andern Indogermanen waren uns Met und Bier.

Der Met, aus Wasser und Honig bereitet, im dreizehnten Jahrhundert zwölf Teile Wasser auf einen Teil Honig, führt germanisch denselben Namen, der indisch und griechisch für berauschenden Trank überhaupt gebraucht ist. Jetzt ist er sehr selten geworden; im Mittelalter galt er für vornehmer als Bier und kommt im Nibelungenlied, was einer der altertümlichen Züge dieses Gedichts ist, noch als Herrengetränke vor. Man genoß ihn unvermischt oder versetzt mit Wein, gewürzt mit Hopfen, Salbei und andern Kräutern.

Das Bier nennt schon Tacitus als das germanische Getränke. Es ist aber ebenso wenig wie die Butter etwas ausschließlich germanisches, sondern war im Altertum bei den verschiedensten Völkern üblich. In Süddeutschland ist es durch Wein und Obstmost in den Hintergrund gedrängt worden, auch Baiern war im Mittelalter kein Bierland; aus Norddeutschland hat es sich dann den Süden wieder erobert, in welchem es zu Ende des Mittelalters nicht an solchen fehlte, die es verbieten wollten. Römer und Griechen sind einig über die Scheußlichkeit des Trankes. Tacitus drückt sich (Germ. 23) noch mild aus: „Zum Trunke dient eine Flüssigkeit aus Gerste oder Weizen zu einer gewissen Ähnlichkeit mit Wein verpfuscht." Bösartiger ist das leider eigent-

lich unübersetzbare Epigramm des Kaisers Julian auf den „Gerstenwein", den er bei seinen Alemannenkriegen kennen lernen konnte: „Wer und woher, du Dionysos? Beim wahren Bakchos, dich erkenne ich nicht, ich kenne nur ihn, den Sohn des Zeus. Der riecht nach Nektar, du nach einem Bock; drum haben dich auch die Kelten (so sagen die Griechen öfters statt Germanen) aus Mangel an Trauben aus Ähren gebraut. Deshalb soll man dich Demetersohn, nicht Zeussohn nennen, den Weizengebornen (nicht, was griechisch gleichlautet, den Feuergebornen) und Bromos (Trespe), nicht Bromios." Was den Stoff betrifft, so wird bei andern Völkern Gerste, Weizen und Hirse genannt; die Gerste hat den Sieg behalten. Ein Zusatz bitterer Kräuter wird von den Alten schon früh erwähnt: Alant, Eberesche, Eichenrinde, Eschenblätter, Lupine, Porsch, im Norden besonders die Schafgarbe, die altnordisch valhumall „Feldhopfen" heißt und in Skandinavien noch im achtzehnten Jahrhundert gebraucht worden ist. Der Hopfen hat diese andern Zusätze alle verdrängt. Er kam von Osten, vielleicht schon zur Zeit der Völkerwanderung, wird jedoch erst im neunten Jahrhundert, dann aber bald allgemein genannt. Das Bier hat außer diesem seinem Namen in den germanischen Sprachen noch einen zweiten, der uns im englischen ale erhalten ist. Welches der Unterschied ist, kann nicht sicher gesagt werden. Zumeist wurde das Bier ungemischt getrunken; gegen die Mode, es mit Honig oder Wein zu mischen, hat die Kirche öfters geeifert.

Der Obstmost hat den gemeingermanischen Namen lithus, der noch in älteren deutschen Benennungen wie „Leitgebe", „Leithaus" für Wirt, Wirtshaus steckt. Sein Genuß wird im Mittelalter hauptsächlich den Baiern zugeschrieben, während er jetzt in den rheinischen Gegenden einschließlich Schwabens sein Gebiet hat, wo das aus dem lateinischen mustum entlehnte Wort „Most" vom neuen Wein auf ihn übertragen ist.

Der Wein wurde in germanischer Zeit nicht im Lande gebaut, sondern, falls Lust und Gelegenheit dazu war, käuflich eingeführt. Nach Cäsar (Bell. gall. 4, 2) duldeten die Sueben keine Einfuhr von Wein, der Meinung, daß dadurch die Männer weichlich und weibisch würden; ähnlich gab es noch in fränkischer Zeit solche, die ihn verwarfen und das Bier als vaterländisches Getränke wählten, und im Mittelalter hat ein norwegischer König ein Einfuhrverbot gegen den Wein gerichtet. Auch zu Tacitus'

Zeit mußten ihn (Germ. 23) die Nachbarn des Rheinufers noch kaufen. Aber vom zweiten Jahrhundert an kamen deutsche Völkerstämme in Besitz der Rhein- und Moselgegenden und von da an hat sich der Weinbau über den größeren Teil von Deutschland verbreitet. Im späteren Mittelalter war Ulm der Haupthandelsplatz für den Wein und von Deutschland wurde er auch nach Skandinavien verschickt. Immer stand er, am Ort gebaut oder gekauft, in der allgemeinen Schätzung obenan; ihm folgte der Met, dann Bier und Obstwein. Zur karolingischen Zeit war an Buß- und Fasttagen Wein und Met verboten. In einem Liede der Edda heißt es, nur der Göttervater Odin trinke Wein.

Südweine kamen meist über die Adria. Von deutschen ist schon im Mittelalter der Rheinwein am meisten geschätzt, daneben Mosel- und Frankenwein; auch die Neckarweine genossen einen guten Ruf. „Osterwein“ heißt österreichischer oder ungarischer. Mit „hünischem“, „heunischem“, der mehrfach im Gegensatz zum fränkischen genannt und übel berufen ist, wird offenbar, wie noch heutige Benennungen zeigen können, solcher Wein gemeint sein, der aus ungarischen Rebsorten gewonnen wird, die in Deutschland gebaut werden, hier aber nur ausnahmsweise zur Reife gelangen. Die bairischen Weine waren berüchtigt, aber auch andern, wie denen von Ulm und Zürich, wurde Böses nachgesagt.

Wie das Mittelalter die Speisen stark zu würzen liebte, so hat es auch den Wein mit süßenden und gewürzigen Zutaten gerne versetzt. Ob „gekochter“ Wein eine Art Glühwein ist oder ein Wein, den man, um ihn vor dem Verderben zu retten, kocht, wofür auch „gefeuert“ vorkommt, muß dahingestellt bleiben. Mischung von Wein mit Honig oder mit schwarzen Maulbeeren ist schon alt. Das Mittelalter kennt dann noch, zum Teil unter seltsamen, medizinisch klingenden Namen, verschiedene Arten gewürzter Weine, die nicht bloß so, wie die heutigen Bowlen, genossen wurden, sondern auch statt oder neben reinem Wein als Tafelgetränke gedient haben.

Der Branntwein soll eine arabische Erfindung sein; ein maurischer Arzt um 1100 kennt ihn. In Europa hat er aber im ganzen Mittelalter nur etwa in der Apotheke eine Rolle gespielt. Noch weit später ist der Schaumwein; er scheint um 1700 aufgekommen zu sein, führt seit dem Feldzug von 1792 den Namen Champagner; die Bezeichnung „Sekt“ hat erst Döring als Dar-

steller des Falstaff dafür aufgebracht, sie meint von Haus aus einen gezehrten Südwein, vino secco, englisch sack.

Das Bier ist wohl zu allermeist, wie vielfach noch im neunzehnten Jahrhundert, für den Hausbrauch gebraut und nicht gelagert worden; Fabrikations- und Handelsartikel ist es erst spät geworden. Für seine Aufbewahrung brauchte man also nicht zu sorgen. Über Met und Obstmost ist in dieser Beziehung nichts bekannt. Den Wein aber bewahrte man schon zur Zeit des Plinius in den Alpenländern in Fässern aus Dauben und Reifen auf, nicht wie im Süden in großen Tonkrügen (14, 132). Auf der Trajanssäule sind solche Fässer, ganz von der Art der unsrigen, abgebildet und in England hat sich eins gefunden.

Über die Tischsitten des täglichen Lebens erfahren wir begreiflicherweise kaum etwas und werden sie uns auch nicht viel anders als späterhin vorzustellen haben. Bei den Schilderungen, die die Alten von dem übermäßigen Zechen der Deutschen machen, darf nicht vergessen werden, daß damit immer bestimmte dem Fremden besonders entgegentretende Kreise der Gesellschaft und auch diese bei besonderen Gelegenheiten geschildert sind. Solcher Gelegenheiten gab es allerdings nicht ganz wenige, und die Römer mögen sie, wenn sie irgend einen Zweck erreichen wollten, auch wohl herbeigeführt und dabei den Wein, der den Barbaren nicht minder unwiderstehlich war als den Indianern das Feuerwasser, nicht gespart haben. In heidnischer Zeit boten die Opferfeste und Totenmahle, in christlicher die Kirchenfeste Anlaß zur Bewirtung, ebenso Gerichts- und andere Volksversammlungen. In alter Zeit bestanden die „Gilden" (Kassenvereine, zu „gelten" bezahlen) wie zu andern Zwecken, so auch zur Veranstaltung von Schmäusen; sie wurden wegen ihres heidnischen Beigeschmacks amtlich unterdrückt. Unbegrenzte Gastfreiheit ist in alten Zeiten, welche noch keine Wirtshäuser kennen, selbstverständlich. „Es gilt für Sünde," sagt Tacitus (Germ. 21), „irgend einen Menschen von seinem Hause fernzuhalten; je nach den Mitteln wird man mit ausgesuchter Bewirtung empfangen. Sind die Vorräte gar, so wird der Gastwirt zum Wegweiser in eine neue Herberge; ungeladen betritt man das nächste Haus — tut nichts, man wird mit derselben Freundlichkeit aufgenommen. Zwischen bekannt und un-

bekannt macht, was das Gastrecht betrifft, niemand einen Unterschied." Immerhin galt es für schicklich, nicht länger als drei Tage zu verweilen; „nach drei Tagen wird der Fisch und der Gast unwert." Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten mochte es gelegentlich so zugehen, wie im angelsächsischen Beowulf, wo die Gäste des Königs jeden Abend in so tiefem Rausch auf dem Boden der Halle liegen, daß der Unhold Grendel allnächtlich dreißig von ihnen als Raub mitnehmen kann. Das tägliche Leben des gemeinen Mannes wird so nüchtern gewesen sein wie heute, zumal es keinen Schnaps und kein Wirtshaus gab.

Die Zahl der Mahlzeiten am Tage hat nach Zeit, Ort, Rang und Anlaß gewechselt. Tacitus gibt an (Germ. 22), daß jeder seinen eigenen Stuhl und Tisch gehabt habe. In späteren Zeiten ist aber immer von gemeinsamen Tischen die Rede, an denen man auf Bänken oder Stühlen sitzt. Der Hausherr hatte seinen Ehrenplatz in der Mitte und konnte einzelne Gäste auszeichnen, indem er sie neben sich setzte. In fränkischer Zeit tafelte, wie in Frankreich noch später, der König allein oder mit einem bevorzugten Gast an einem eigenen Tisch. Eine derartige Wahrnehmung kann etwa Anlaß zu der Angabe bei Tacitus geworden sein.

In Skandinavien war es bei Festessen üblich, daß Männer und Frauen zusammen speisten; man loste auch wohl die Paare aus; die Frauen gingen dann fort, wenn an das Essen sich das Trinkgelage anschloß. Dagegen ist es in Deutschland einheimische Sitte, daß Männer und Frauen in verschiedenen Lokalen speisen, nur etwa die Hausfrau mit den Männern; so wird es im Nibelungenliede geschildert, wo, nachdem man genug gegessen und getrunken hat, die Damen hereingeführt werden. Aus Frankreich gelangte dann in der ritterlichen Gesellschaft die Sitte zum Sieg, in bunter Reihe zu tafeln. Von der Ausstattung einer mittelalterlichen Tafel geben die Bilder der Zeit einige Vorstellungen. Der Tisch ist mit einem, gelegentlich auch mit zwei Tüchern bedeckt; Servietten kommen vor. Das Tischgeschirr, nach dem Reichtum des Einzelnen verschieden, ist von Ton, Glas oder Metall; denn Porzellan und Steingut kommen erst später auf. Unumgänglich notwendig sind Schüsseln zum Auftragen der Speisen, Trinkgefäße, sowie Löffel aus Bein, Holz oder Metall zum Essen der flüssigen Gerichte. Dagegen scheinen Teller für die einzelnen Gäste nicht nötig gewesen zu sein; das Wort ist auch erst im

vierzehnten Jahrhundert dem Italienischen entlehnt worden. Man legte die festen Speisen auf ein flaches Brot; Suppe und Brühen mag man aus der Schüssel gegessen haben. Messer waren notwendig; Gabeln dienten, wie es scheint, mehr zum Transchieren als zum Essen, man führte die Brocken mit den Fingern zum Munde. Neben solcher Primitivität konnte große Pracht in der Ausstattung einzelner Geschirre hergehen. Eine Festtafel wurde, wie noch heute, gerne mit Blumen geschmückt.

Das Trinkgeschirr war aus Glas, Ton, Holz, edlem oder unedlem Metall. Die Formen sind im Mittelalter schon etwa dieselben wie später. Die von Cäsar (Bell. gall. 6, 28) geschilderten silberbeschlagenen Trinkhörner aus dem Horn des Urs dienten bei großen Gelagen und gingen von Munde zu Munde. In Skandinavien sind sie mehr üblich geblieben, auch in andern Stoffen nachgebildet und mit Runen-Inschriften versehen worden. Von größerem Interesse ist der alte Gebrauch, aus Menschenschädeln zu trinken, die in Metall gefaßt waren, was der excentrische Lord Byron nachgeahmt hat. Am bekanntesten durch die Geschichte des Langobarden Alboin, der seine Frau zwingt, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, ist dieser Brauch schon weit früher und auch bei nichtgermanischen Völkerschaften bezeugt, bei solchen des Ostens, aber auch bei keltischen; man scheint ihn nicht nur an den Schädeln erlegter Feinde, sondern auch an denen eigener Eltern geübt zu haben, die man damit ehren wollte. Auf deutschem Boden spielt noch die Sage vom Schmied Wieland darauf an. Bei Gelagen der fränkischen oder späteren Zeit ist sicher nie die Rede davon gewesen. Im ausgehenden Mittelalter bekam man, besonders zur Heilung von Krankheiten, aus Heiligenschädeln zu trinken; ob und wie das damit zusammenhängt, kann sich fragen.

Vor und nach dem Essen bekam man Wasser zum Händewaschen. In Sammlungen sind schöne Gefäße, besonders in Tierform, aufbewahrt, die solchem Zwecke dienten, die sogenannten Aquamanilien; sie sind aber größtenteils oder vielleicht alle kirchlichen Ursprungs. Bei den Küchenzetteln, die aus dem späteren Mittelalter und dem sechzehnten Jahrhundert stammen, erstaunt man über die Menge von Gerichten, die bei fürstlichen Hochzeiten und dergleichen Anlässen aufgetragen wurden. Sie alle zu essen wäre völlig unmöglich; es kam eine ganze Reihe von Gerichten zumal auf den Tisch, wie es in Norddeutschland noch vorkommt,

aus denen jeder auswählen konnte. In der Ritterzeit war Suppe als Einleitung, Käse, Obst o. dergl. als Nachtisch wohl schon allgemein. Man hat aus dem Mittelalter mehrere „Tischzuchten", welche zum Teil noch jetzt beliebte Laster verbieten, zum Teil aber doch noch etwas primitivere Sitten verraten.

Die Bedienung bei Tisch war nach Größe des Gelags und Stellung des Gastwirts verschieden. Aus Schenken, Truchseßen und ähnlichen Tafelämtern sind hohe Hofämter und kurfürstliche Würden herausgewachsen. Man liebte beim Essen die Unterhaltung, sang gemeinsam und einzeln oder ließ sich von Musikanten, Puppenspielern, Jongleurs u. dergl. etwas vormachen, wie sich das auch bildlich dargestellt findet. In den geistlichen Anstalten dagegen wurde während des Essens vorgelesen, was auch einzelne Weltliche nachahmten. Nach dem Mittagessen gingen die Gäste auseinander; nach dem Abendessen blieb man beisammen und unterhielt sich bis zum Bettgehen, zu dem man dann noch, auch die Damen, einen Schlaftrunk auf die Kammer bekam.

Die Ritterzeit war in Beziehung auf den Trunk mäßig. Ihr Ideal stammt aus dem nüchterneren Frankreich. Nach dem Niedergang des Rittertums kam aber das Zechen in den höheren Kreisen wieder sehr auf, und zwar jetzt in dem berauschenderen Getränke des Weins. Wie dann der französische Einfluß wieder mächtiger wurde, hörte es wieder auf hoffähig zu sein; ein Beispiel dafür können die württembergischen Herzöge Ludwig (†1593) und sein in Mömpelgard aufgewachsener Nachfolger Friedrich geben. Die Damen, die noch keinen Kaffee oder Tee kannten, tranken vom Wein ihr bescheidenes Teil mit. Bei Sachsen und Skandinaviern reichte die Frau des Hauses das Trinkhorn herum. Eine Art Trinkkomment ist schon alt; man trinkt einander zu oder läßt das Gefäß herumgehen. Wenn Scheffels Ekkehard auf dem Hohenkrähen einen regelrecht geriebenen Salamander antrifft, so ist das poetische Freiheit des Erzählers; in der alten Quelle steht davon nichts, und jene studentische Sitte ist noch im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ganz unbekannt gewesen. Dagegen war es üblich, göttlicher oder menschlicher Personen „Minne", d. h. Gedächtnis zu trinken; in christlicher Zeit wurde besonders die der Heiligen Johannes, Stephan und Gertrud getrunken.

Öffentliche Verhältnisse.

Über die gesellschaftlichen und rechtlichen Zustände deutscher Vorzeit kann und soll hier nur so viel gesagt werden, als zum Verständnis späterer Ausführungen notwendig ist. Eine eingehendere Darstellung würde einen eigenen Band füllen und ist nicht meine Sache.

Daß zu irgend einer Zeit Gemeinde- und Staatsverband aus dem natürlichen Familienverbande hervorgegangen sind, ist wohl selbstverständlich. Wenn unter den alten Ortsnamen die auf -ingen, welche die Leute eines bestimmten Mannes bezeichnen, sehr häufig sind, so muß das zwar nicht notwendig immer von der Nachkommenschaft zu verstehen sein; wenn aber im Heere zur Zeit des Tacitus die nähern Verwandten eine Abteilung bilden, wenn in althochdeutschen Glossen Ausdrücke für Verwandtschaft mit solchen für eine Verwaltungseinheit gleichgesetzt sind, so zeigen sich darin Reste des alten Familienstaates. Freilich nur Reste, denn schon in den ältesten Zeiten, die wir kennen, erscheint der germanische Staat über die bloße Sippenverbindung hinausgewachsen. Ein Hauptrest des Alten ist aber noch nicht besprochen. Von der ältesten Zeit an ist die Abstammung für die Zugehörigkeit zum Gemeinwesen entscheidend. Mitglieder der Gemeinde und der ganzen Völkerschaft, berechtigt in der Versammlung mitzutagen, sind nur die Freigeborenen. Frei ist, wer väterlicher- und mütterlicherseits von Freien, von Vollmitgliedern der Gemeinschaft, abstammt. Neben diesem Geburtsstand, der in ältester Zeit weitaus der verbreitetste, ja von Haus aus der einzige gewesen sein muß, kennt aber schon die älteste geschichtliche Zeit den der Unfreien, der Knechte, die Tacitus kurzweg mit dem römischen servi wiedergibt. Unfreiheit ist im alten Gemeinwesen etwas von außen hereingekommenes; sie kann auf verschiedene Weise entstehen: durch

Kriegsgefangenschaft, durch Eroberung, durch Schuldknechtschaft usw. Diese Unfreiheit ist im Anfang gewiß nichts anderes als eigentliche Sklaverei; der Knecht mag noch so gut behandelt, als tatsächlich selbständiger Verwalter auf einen Neubruch gesetzt werden (Tac. Germ. 25) u. dergl.: rechtlich ist er Ware, er kann verkauft, er kann ungestraft von seinem Herrn getötet werden. Das erscheint schon in den alten Volksrechten sehr gemildert und im Mittelalter ist der Unfreie in seinen Menschenrechten ebenso geschützt wie später. Ein Unfreier konnte von seinem Herrn freigelassen werden, in fränkischer Zeit auch vom Könige; es gab verschiedene Stufen solcher Halbfreiheit, die schließlich im dritten Gliede in Vollfreiheit übergehen konnte.

Die Menge der gleichberechtigten freien Genossen bildet die Volksgemeinde. Sie ist in germanischer Zeit souverän für alle rechtlichen, politischen und Verwaltungssachen; für Gemeindesachen die Dorfgemeinde, für die höchsten Fragen die Versammlung der ganzen Völkerschaft. Zwischen Dorfgemeinde und Völkerschaft steht die Hundertschaft oder Cent, ursprünglich hundert oder hundertundzwanzig Familien umfassend, für Gerichtssachen die gewöhnliche Instanz, in karolingischer Zeit der einzige Rest allgemeiner Volksversammlung. Aus dieser Gesamtmenge heben sich schon bei Cäsar und Tacitus Einzelne heraus. Könige, reges, fanden die Alten nicht bei allen germanischen Völkerschaften; es fragt sich aber, was man darunter verstehen will. Dem Römer bedeutet rex einen absoluten Herrscher; Arminius soll ermordet worden sein, weil man ihn im Verdacht hatte, nach dem Königtum zu streben. Einen obersten Vorsteher jedes großen und kleinen Gemeinwesens hat es immer gegeben, und die Alten haben bei ihrer Unterscheidung verschiedener Verfassungsarten immer mehr auf die tatsächlichen Machtverhältnisse als auf das strenge Recht gesehen. Das germanische Königtum hatte keinen sicher bekannten germanischen Namen; „König" heißt eigentlich nur „Angehöriger eines Geschlechts", passender ist der gotisch-nordisch-angelsächsische Name „Thiudan", Volksherr; und die Macht des Königs war nirgends unbeschränkt, meist sehr unbedeutend. Im Krieg konnte er, wenn nicht ein anderer gewählt wurde, das Kommando haben, über Krieg und Frieden entschied aber die Volksgemeinde. Es ist öfters von königlichen Familien die Rede; aber das kann nur tatsächliche Gewohnheit sein, denn rechtlich konnte noch im Mittelalter ein bloßer Freier König werden.

Die Verhältnisse scheinen schon in ganz alter Zeit bei den verschiedenen Völkerschaften sehr verschieden gewesen zu sein.

Ebenso unsicher steht es um die Frage eines germanischen Adels. Von Adlichen redet allerdings Tacitus; aber wenn noch viel später Edle und Gemeinfreie einander heiraten durften, so kann wieder nur eine tatsächlich höhere Geltung gewisser Familien, nicht ein Rechtsunterschied angenommen werden. Es war das ebenso im demokratischen Athen und es ist in den rein demokratischen Urkantonen der Schweiz noch immer so.

Innerhalb des gesamten Volkes muß es immer auch eine Art von Ämtern gegeben haben. Wir kennen keinen germanischen Namen für die Vorsteher der Gemeindeversammlung, für die der Markgenossenschaft, für die Leiter der Gerichte, die Veranstalter religiöser Handlungen u. dergl. Cäsar und Tacitus haben den ganz allgemeinen Namen principes, „die Ersten", dafür; ihm würde am wörtlichsten unser „Fürst" entsprechen, das aber eine weit höhere Bedeutung angenommen hat. Principes werden auch die Männer genannt, welche ein Gefolge um sich scharen, mit ihm in den Krieg ziehen und dadurch auch im Frieden eine führende Stellung einnehmen.

Die Ausbildung großer Reiche mußte solchen im wesentlichen demokratischen, jedenfalls republikanischen Zuständen ein Ende machen. Das fränkische Königtum, das zuvor unter mehrere Könige geteilt war, ist seit Chlodwig, also etwa seit der Mitte des ersten Jahrtausends, zum Einkönigtum geworden, wiewohl auch nachher öfters Teilungen stattgefunden haben. In ihm finden sich anfangs noch Elemente des alten germanischen Volksrechts; das Volk tritt im „Märzfeld", später „Maifeld", zu allgemeiner Versammlung zusammen, bald aber versammeln sich dort nur noch die Großen des Reichs. Das Frankenreich wurde immer mehr eine absolute Beamtenmonarchie nach römisch-byzantinischer Art. Um den König gruppieren sich die Hofbeamten, aus denen mit mancherlei Verschiebungen schließlich die sieben Erzämter geworden sind. Das Land zerfiel, unter Aufhebung der Teilung nach den alten Völkerschaften, in eine Menge einzelner Gaugrafschaften, deren Vorstand, der Graf, als Stellvertreter des Königs, den Heer- und Gerichtsbann sowie die Administration ausübte; nur die niedere Gerichtsbarkeit und Verwaltung bleibt bei den Gemeinden oder bei den Hundertschaften, von denen mehrere zu einer Gaugrafschaft gehören. Nach den Zeiten Karls des Großen

kommen die alten Herzogtümer wieder auf und schieben sich zwischen die Grafschaften und das Zentralregiment als Mittelglied ein. Auch sonst kommen im großen und kleinen neue Gewalten auf, die tatsächlich und dann auch rechtlich die Macht an sich reißen. Die alte Gemeindeselbständigkeit wird in steigendem Maß durchbrochen durch das Entstehen von Grundherrschaften, die sich richterliche und administrative Gewalt beilegen und auch wirtschaftlich die Bauern von sich abhängig machen. Es entstehen in rascher Folge und mit wachsender Macht kirchliche Gründungen. Viele Freie begeben sich ungezwungen unter den Schutz solcher Herrschaften und verzichten dafür auf ihre politische und wirtschaftliche Selbständigkeit. Indem nun den Herzogen, den geistlichen Korporationen usw. die Grafschaftsrechte verliehen wurden, wurde dadurch der Grund zur Territorialsouveränität gelegt.

Seit Karl der Große 800 zum römischen Kaiser gekrönt worden war, ist die Tendenz, das Kaisertum mit dem deutschen Königtum zu verbinden, lebendig geblieben. Sie kommt 962 zum äußerlichen Ausdruck in der Gründung des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation durch Otto I. Die immerwährenden Kämpfe um Gewährung oder Versagung der Kaiserkrone kennt jeder aus der Geschichte. Karl V. war der letzte, der sich in Rom krönen ließ; von Ferdinand I. an hat der König ohne weiteres den Titel des römischen Kaisers. Die Art der Erwerbung des deutschen Königtums hat zwischen Erbrecht und Wahl öfters gewechselt; nach dem Ende der Staufer haben wir das Wahlkönigtum, von Sigismund an wieder die Erblichkeit — in manchen Fällen ist auch wirklich die Wahl auf den Sohn des Vorgängers gefallen. Wählbar war jeder unabhängige Freie; tatsächlich sind außer den Grafen Wilhelm von Holland, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Heinrich (VII.) von Luxemburg nur Fürsten zu Königen gewählt worden. Bis zum Ende des salischen Hauses erfolgte die Königswahl durch Akklamation des Volkes, dann nur noch durch die Fürsten. Unter Fürsten versteht man die Bischöfe und die ihnen gleichgestellten Fürstäbte, die Herzoge, Pfalzgrafen und Markgrafen. Unter ihnen hatten die geistlichen Fürsten von Mainz, Trier und Köln den Vorrang. Seit der Wahl Rudolfs von Habsburg besorgten die „Kurfürsten", d. h. Wahlfürsten, alles; eine definitive Ordnung erfuhr die Königswahl 1356 durch die goldene Bulle Karls IV. Das Kurfürstenkollegium bestand aus den genannten drei geistlichen

Fürsten, den weltlichen vom Rhein, Sachsen, Brandenburg und Böhmen. Wie sich in diesem Punkte die immer größere Selbstständigkeit der Fürsten zeigt, so auch in andern; Friedrich II. erklärte im wesentlichen die deutschen Fürsten als souverän, weitere Schritte dazu sind durch den Westfälischen Frieden und durch den von Preßburg 1805 geschehen.

Was erst eine vom Volk übertragene Würde, dann ein vom König verliehenes Amt war, das wird, wenn auch immer noch der Form nach von oben verliehen, ein erblicher Geburtsstand. Ein Hauptmoment in dieser Entwicklung war das Lehenswesen. „Lehen" ist eigentlich nichts anderes als das Geliehene. Man versteht aber tatsächlich darunter ein Stück Landes, einschließlich der Wohnung, welches gegen bestimmte Bedingungen ausgeliehen wird. Wenn von Haus aus der Grund und Boden freies Eigentum des Bauern gewesen war, so hat sich das durch verschiedene Einflüsse stark geändert, unter welchen die Entwicklung, zum Teil auch Wiedereinziehung großer Kirchengüter ein Hauptmoment war. Der Vorgang fällt im wesentlichen noch in die fränkische Zeit. Man muß aber dann zwischen bäuerlichem Lehen und „echtem", ritterlichem Lehen unterscheiden.

Wenn die Unfreiheit alter Zeit sich auf Person und Vermögen des Unfreien gleichermaßen bezogen hatte, so ist aus ihr in einer langen Zeit des Übergangs, dessen Stufen und Einzelheiten wir nicht genauer kennen, eine Institution nicht wesentlich mehr persönlichen, sondern dinglichen Charakters geworden. Das mußte notwendig so oder so eintreten, wenn in manchen Gegenden die ganz überwiegende Masse der Einwohner nicht mehr vollkommen frei war. Unter Weglassung feinerer Unterschiede, insbesondere der Klasse der freien „Vogteileute", die ihr Gut als Eigentum behalten, aber gegen den Schutz des Herrn sich zu einer Zinszahlung verpflichtet hatten, kann man zwei Klassen Unfreier im Mittelalter und von da an bis ins neunzehnte Jahrhundert unterscheiden, das mit allen solchen Hörigkeiten aufgeräumt hat. Das eine sind die Leibeigenen oder, wie sie häufiger heißen, die eigenen Leute. Dieser Name, der als solcher auf die Zeit des Sklavenrechts zurückweist, bezeichnet eine erbliche Abhängigkeit von dem „Leibherrn", die aber später nur noch in gewissen jährlich, insbesondere aber beim Tod eines Leibeigenen (Fall, Todfall, Hauptfall) zu entrichtenden Abgaben bestand, die sonstige vermögensrechtliche und soziale Freiheit in keiner Weise beein-

trächtigte. Das andere sind die Grundholden, die von ihrem „Grundherrn" ihre Liegenschaft zu Lehen haben und dafür gewisse Abgaben bezahlen. Das Lehen kann Erblehen sein oder Falllehen, das mit dem Tode des Lehensmanns an den Herrn heimfällt. Eine dritte Form der Abhängigkeit, die aber jeden einzelnen trifft, ist die Gerichtsuntertänigkeit, welche auch ihrerseits mit Abgaben und mit persönlichen Diensten verbunden ist. Alle drei Arten der Herrschaft und Abhängigkeit oder zwei von ihnen können im einzelnen Fall verbunden sein (Real-, Lokalleibeigenschaft), aber es muß das durchaus nicht so sein.

Während nun diese bäuerlichen Abhängigkeitsverhältnisse sich zwar allenthalben, aber überall wieder anders und nur im nächsten Umkreis geltend machten, so hat das Institut des Ritterlehens eine völlige Umformung aller staatsrechtlichen Verhältnisse im Gefolge gehabt. Die Umwandlung des alten Fußheers in ein Heer, dessen Hauptwaffe die Kavallerie war, hat die Bildung eines eigenen Standes von Rittern, d. h. einer Elitetruppe zu Pferd, bedingt. Der Ritter dient seinem Herrn zu Pferd gegen das ihm als Lehen überlassene Grundstück. Diese Ritter sind von Haus aus freigeborne Leute; es treten aber neben sie die sogenannten Ministerialen oder Dienstleute, welche unfreien Standes sind. Sie können auch Ritterdienste tun, sonst aber alle möglichen Beamtungen bei Fürsten und Grafen haben, als Burgvögte, Verwalter u. dergl. Diese dienenden Leute kamen durch die Wichtigkeit ihres Berufes zu Ansehen. Der Ritter war mit den höchsten Würdenträgern durch gemeinsamen Kriegsdienst so gut verbunden wie heute ein bürgerlicher Leutnant. Die Ministerialen konnten sehr wichtige Ämter begleiten; insbesondere die bewußte Politik Friedrichs I. und seines Kanzlers Reinald von Dassel hat sehr bedeutende Gewalten in ihre Hände gelegt. So bildete sich aus dieser Kategorie eine Art von neuem Dienstadel, dem zwar die Ebenbürtigkeit mit Freien und Edeln noch längere Zeit abging, aus dem dann aber doch ein guter Teil des niederen und höheren Adels späterer Zeit hervorgegangen ist.

Dazu war ein Weiteres notwendig: die Erblichkeit der Lehen. Das Lehen kann durch Lehensuntreue verwirkt oder vom Lehensmann gekündigt werden; die Erblichkeit ist aber bei den echten Lehen schon frühe durchgedrungen. Es werden sehr bald auch höhere Ämter in der Form des Lehens vergeben, Grafschaften, Herzogtümer usw.; schließlich erscheinen die höchsten und

die niederen Gewalten alle als Lehen je eines Höheren. Es bildete sich die Lehre von den Heerschilden aus, die wir im Sachsen- und Schwabenspiegel finden, zuerst drei: König, Fürsten, freie Herren, dann bis zu sieben: vom König über geistliche und weltliche Fürsten, freie Herren, Mittelfreie bis zu den Dienstmannen und den zweifelhaften Angehörigen des siebten Schildes. Der Angehörige eines Heerschilds kann nur Vassall eines aus einem höheren sein; vor Gericht braucht er sich als Richter oder Zeugen nur ebenbürtige Leute gefallen zu lassen. Indem nun jene Würden und Ämter erblich sind, werden sie zu ebenso vielen Stufen des Geburtsstandes und die höheren unter ihnen bekommen immer mehr den Charakter der erblichen Territorialherrschaft.

Ein Hauptmoment in der Geschichte des späteren Mittelalters ist die Entwicklung des Städtewesens. Wie wenig Städte Deutschland in früherer Zeit gehabt hat, ist schon gesagt worden. Die Hauptzeit des Aufblühens der Städte datiert etwa von den Staufern an. Als die wesentlichen Charakteristika einer Stadt können angesehen werden das Recht und die Pflicht zur Ummauerung und das Recht, Märkte zu halten. Dazu kommt bei manchen Städten, insbesondere auf schwäbischem Boden, wo das Herzogtum schon 1268 mit Konradin untergegangen ist, die Loslösung von der Oberherrschaft eines Herrn und die Stellung unmittelbar unter das Reich als „freie" oder „Reichsstädte". Neben den von der Herrschaft ernannten Schultheißen und an seine Stelle trat der Bürgermeister, von der Stadt gewählt; ein Stadtrat, eine Menge städtischer Ämter bildete sich aus. Neben die alten freien Geschlechter, welche die Kaufmannschaft der Städte bildeten und aus denen späterhin das dem niedern Adel gleichgestellte Patriziat erwachsen ist, traten die Handwerker. Von Haus konnten in den Städten persönlich freie und unfreie Leute durcheinander wohnen; der Stadt gegenüber waren sie gleichberechtigte Bürger, und bald wurde ganz im allgemeinen der Anspruch erhoben, daß „die Luft der Stadt frei mache." Die Handwerker organisierten sich in Zünften und haben das gesamte Regiment der Stadt an sich zu bringen gewußt, bis um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts durch das siegreiche Kaisertum den Städten wieder das patrizische Regiment aufgezwungen und damit, zu einer Zeit des allgemeinen Aufsteigens der Fürstenmacht, der Niedergang städtischen Wesens besiegelt wurde.

Auch auf dem Lande kam es im späteren Mittelalter zu

einer Wiederaufrichtung der Autonomie des einzelnen Dorfes, wenngleich nicht in dem Maß, wie in den Städten, wie schon aus der geringen Zahl reichsunmittelbarer Dörfer zu sehen ist. Selbstverwaltung, Gemeinderat, von der Gemeinde vergebene Dorfämter entwickelten sich wie in den Städten; die Dorfordnungen des späteren Mittelalters und der Neuzeit zeigen überall Regelung der Gemeindeverwaltung, Polizei und niedern Gerichtsbarkeit durch die Ortschaften selbst. Die Streitigkeiten in den Bauernaufständen vor und nach 1500 drehen sich zum großen Teil um das Rechtsverhältnis von Gemeinde und Grundherrschaft.

Ebenso, wie in solchen Dingen das Recht und die wirklichen Verhältnisse schwankend, bestritten und örtlich verschieden waren, hat das Mittelalter eine feste Abgrenzung der Rechte zwischen König und Volk nicht gefunden. Die alten Landtage des fränkischen Reichs setzen sich noch unter den Karolingern fort. Im Reichstag des Römischen Reichs deutscher Nation saßen die kirchlichen und weltlichen Fürsten, die Grafen und Herren, seit Rudolf von Habsburg auch die freien Städte. Der König hatte es in seinem Belieben, einen Reichstag zu berufen; wen er berief, darüber gab es keine feste Regel, die Fürsten konnten auch ungeladen kommen. Seit dem vierzehnten Jahrhundert haben sich auch in den einzelnen Territorien landständische Verfassungen entwickelt.

Die Gerichtsgewalt war, wie wir sahen, ursprünglich in Händen der Gesellschaft freier Männer. Die sehr wechselnde und kampfreiche Entwicklung der späteren Gerichtsbarkeit kann hier nicht verfolgt werden. Genug, daß die freien Gerichte immer mehr in landesherrliche umgewandelt wurden und der Gemeinde nur die Bagatelljustiz blieb, die ihr bis auf die Gegenwart herab immer mehr beschnitten worden ist.

Auch von dem Inhalte des deutschen Rechts soll nur auf einiges hingewiesen werden, was von den heutigen Rechtsgewohnheiten besonders deutlich abweicht. Auf dem Gebiete des Zivilrechts ist in den einfachen Verhältnissen alter Zeit das Schuldrecht noch wenig entwickelt; Schuldknechtschaft, Pfand, Bürgschaft kennt schon das alte deutsche Recht. Dagegen ist es für die streng formelle Rechtsanschauung älterer Kultur bezeichnend, daß das germanische Recht die Ersitzung, d. h. den rechtlichen Übergang in Eigentum durch längeren unangefochtenen Besitz, nicht

kennt; solche Erzeugnisse einer komplizierteren Kultur sind aus dem römischen Rechte hereingekommen.

Stärker treten uns, namentlich in mittelalterlicher Geschichte und Sage, alte Anschauungen auf dem Gebiete des Strafrechts gegenüber. In bezug auf den Gegenstand des Rechts ist auch hier wahrzunehmen, daß die sozusagen primitiv-naturgemäße Auffassung auch altdeutsch ist, wonach die Ahndung von Schädigungen einer Person deren Privatsache, die der Tötung eines Menschen Sache seiner Familie ist. Daher hat ursprünglich jeder Geschädigte das Recht der Fehde, der offenen Wiedervergeltung. In der fränkischen Zeit ist das Recht zur Fehde eingeschränkt auf Tötung, Entführung, Ehebruch und es kommen Freistätten für den Täter auf; im Mittelalter ist nur noch für Tötung Fehde gestattet, es entwickelt sich dagegen im Falle der Rechtsverweigerung ein neues, auf die Waffenfähigen beschränktes Recht der Fehde, welche außerdem drei Tage zuvor angesagt werden muß. Statt der Fehde kann von Anfang auch die Zahlung einer Buße eintreten, wenn beide Teile einverstanden sind. Für solche Bußen sind in den Volksrechten fränkischer Zeit eine Menge spezieller Ansätze gewohnheitsrechtlich aufgestellt. Die wichtigste ist das Wergeld (zu wer „Mann", lateinisch vir) für Mord oder Totschlag, von dem schon Tacitus (Germ. 21) weiß.

Dagegen kennt schon das germanische Recht öffentliche Strafen für solche Verbrechen, die man als Schädigung der Gesamtheit ansah: Tempelschändung, Friedensbruch, Landesverrat, Zauberei, Mordbrand, Heerflucht, heimliche Tötung, großen Diebstahl, widernatürliche Wollust. Die Auffassung, daß Verbrechen die Gesamtheit bedrohen, daher von ihr zu ahnden sind, dringt weiterhin immer mehr durch. Schon bei Tacitus (Germ. 12) und in der fränkischen Zeit fällt ein Teil der Buße an den König oder an die Völkerschaft. Das Wergeld ist im Mittelalter nur noch den Friesen bekannt. Noch das heutige Recht überläßt ja die Verfolgung leichterer Vergehen dem Antrag des Geschädigten, verfügt aber dann öffentliche Bestrafung, nur auf Antrag auch Entschädigung.

Von Strafen nennt uns Tacitus (Germ. 12) nur Todesstrafen. Das Mittelalter übt diese Strafen in großem Umfang und in verschiedenen Formen; daneben körperliche Strafen mancher, zum Teil höchst grausamer Art, auch bloße Ehrenstrafen, nicht aber Gefängnisstrafe.

Im Kriminalverfahren kamen mehrere Beweismittel vor, die wir längst nicht mehr kennen. Eigentümlich ist das in der Gesetzgebung mehrfach eingeschränkte, aber doch bis ins sechzehnte Jahrhundert angewandte Mittel der Eideshelfer, indem eine Anzahl von Männern schwören, an die Unschuld des Angeklagten zu glauben. In andern Fällen wird sozusagen eine übermenschliche Entscheidung angerufen. Erst christlich ist das eigentliche Gottesurteil, durch das zumeist Unfreie, insbesondere aber Frauen sich reinigen können, in verschiedenen Formen ausgeübt: Feuerprobe, Wasserprobe, Kesselfang, Verzehren eines geweihten Bissens u. dergl. m. Schon heidnisch ist das später gerichtlich nicht mehr gebrauchte Los und der Zweikampf zwischen waffenfähigen Freien. Den Gerichtszweikampf kennt auch noch das Mittelalter; es kann hier der Kämpfer auch durch einen anderen vertreten werden, der Herr durch seinen Untergebenen; auch Berufskämpfer, „Kämpfen“, gab es, die um Lohn im Zweikampf auftraten. Der gerichtliche Zweikampf ist aber der einzige, den das deutsche Mittelalter kennt; das Ehrenduell ist erst später aus Frankreich herübergekommen.

Familie.

In der Schilderung des Tacitus ist der hellste Punkt der des germanischen Familienlebens (Germ. 18f.): „Streng ist dort die Ehe, und keine Seite ihrer Kultur verdient mehr gerühmt zu werden. Das Weib lebt im engen Kreise der Sittlichkeit, unverdorben durch die Anlockungen des Schauspiels, durch den Sinnenreiz der Gelage. Sehr selten, trotz der großen Menge des Volkes, ist der Ehebruch. Niemand lacht dort über das Laster und es heißt nicht Zeitgeist, verführen und sich verführen lassen. Gute Sitte wirkt dort mehr als anderswo gute Gesetze." Das ist geschrieben im Gegensatz zu den Eheskandalen der römischen Hauptstadt; ebenso, wenn Cäsar (Bell. gall. 6, 21) von den deutschen Jünglingen schreibt, daß es für eine große Schande gelte, unter zwanzig Jahren ein Weib gekannt zu haben. Kulturstufe, Stand, Gelegenheit und Persönlichkeit machen ja gerade in solchen Dingen die allergrößten Unterschiede.

Wenn wir näher zusehen, so müssen wir zwischen moralischer oder sozialer Wertschätzung und rechtlicher Stellung unterscheiden. Auffallend war den Römern, welchen doch durch ein Institut wie das der vestalischen Jungfrauen eine Beziehung des Weibes und seiner Tugend zum Göttlichen geläufig sein mußte, die bedeutende Meinung der Germanen vom Weibe und besonders von seiner Beziehung zum Übersinnlichen. „Man glaubt," sagt Tacitus (Germ. 8), „daß ihnen etwas heiliges und seherisches innewohne, man hört auf ihre Ratschläge und verachtet ihre Sprüche nicht." Man weiß von mehreren Weibern zur Römerzeit, die als solche Seherinnen in die Geschicke des Volkes eingegriffen haben; am bekanntesten ist jene Veleda aus dem Volke der Brukterer an der Ems, die in dem Krieg der Bataver um 70 n. Chr. eine solche Rolle spielte; auf einem Turme dem Volk entzogen, gab sie ihre Ratschläge und Weissagungen ab. Den Römern schien

sie so gefährlich, daß sie sie gefangen setzten. Im Kimbernkrieg weissagten Seherinnen aus dem Blute der Gefangenen. Man traute aber auch dem ganzen Geschlecht eine solche Sehergabe zu. Beim Krieg des Ariovist mit Cäsar erklärten die Frauen der Sueben „nach germanischer Gewohnheit", es sei nicht Götterwille, daß die Deutschen siegten, wenn sie sich vor dem Neumond in ein Gefecht einließen.

Wie sich in ländlichen Verhältnissen noch jetzt Mann und Weib in den Verrichtungen des täglichen Lebens, in Habitus und Kraft des Körpers näher stehen, so haben in römischer Zeit germanische Frauen die Heere ihres Volkes begleitet; öfters, wie bei Kimbern und Teutonen, war das dadurch gegeben, daß die Kriegszüge eigentlich Auswanderungen ganzer Völker oder Volksteile waren. Die Sueben des Ariovist setzten ihre Weiber auf die Wagenburg; sie flehten die Männer, die ins Treffen zogen, an, sie nicht in römische Knechtschaft kommen zu lassen. Und als bei Aquä Sextiä das Teutonenheer vernichtet war, baten die Frauen den Sieger Marius, er möchte sie den Vestalinnen zum Geschenke machen, sie wollten ebenso wie diese sich des Umgangs mit Männern enthalten; als sie das nicht erreichten, erhängten sie sich in der folgenden Nacht. In der Schlacht selbst hielten sie sich, wie wir von Tacitus (Germ. 7f.) hören, hinter der Front auf, um die Verwundeten zu verbinden, die Wankenden durch Bitten und durch Berufung auf die Schmach der Gefangenschaft zum Stehen zu bringen. „Denn diese fürchten sie weit ängstlicher für ihre Weiber; so sehr, daß Völkerschaften wirksamer verpflichtet werden, die man unter den andern Geiseln auch edle Jungfrauen stellen läßt." Von da bis zum Mitkämpfen des Weibes ist nur ein Schritt. Natürlich war ein solcher immer Ausnahme; aber wir haben doch eine Anzahl von Stellen des Altertums, wo eine solche Teilnahme einzelner Weiber am Gefecht erzählt ist, und man versteht die Entstehung des altnordischen Walkürenglaubens und solcher Figuren wie Brünhild in der Nibelungensage.

Wenn in so alten Zeiten von einem Unterschied der geistigen Bildung zwischen Mann und Weib noch nicht die Rede sein kann, so ist später nicht selten wahrzunehmen, daß die Frau vornehmen Geschlechtes den Mann an Bildung überragt. Sie hatte, zu Hause sitzend, mehr Zeit als der herumgetriebene Mann. Vollends die Insassinnen der Nonnenklöster, die wesentlich Versorgungsanstalten für adlige Damen waren, mußten sich zur Kunst

und Literatur fast notwendig hingetrieben fühlen. In Zeiten, da nur Geistliche literarisch tätig waren, lernen wir die ersten deutschen Schriftstellerinnen kennen. Im zehnten Jahrhundert hat Hrotsuitha, die Verwandte der Ottonen, im Kloster zu Gandersheim lateinisch, zu Anfang des zwölften eine Österreicherin Ava deutsch gedichtet. In der Zeit der ritterlichen Dichtung finden wir allerdings keine deutsche Sappho. Aber als dann wieder die Theologie alle Geister beschäftigt, da treten neben die großen Mystiker auch gerne geistliche Schülerinnen und Freundinnen. Wenn eine fürstliche Dame wie die heilige Elisabeth sich in Ascese und Wohltätigkeit übte, so haben andere Frauen, wie Elisabeth Stagel, Susos geistliche Freundin, oder Margarete Ebner, diejenige Heinrichs von Nördlingen, ihre religiösen Erlebnisse auch mit Feder und Tinte geschildert.

Anders sehen sich die Dinge an, wenn man sie nach ihrer rechtlichen Seite betrachtet. Zwar hat man auch hier darauf hingewiesen, daß das Wergeld, die Mordbuße, für das Weib in gewissen alten germanischen Rechten höher sei als für den Mann, mindestens aber gleich. Aber es fragt sich, ob darin eine ethische Wertschätzung liegen soll. Am ehesten noch insofern, als für das Plus die Wehrlosigkeit des Weibes angeführt wird; im übrigen wird einer Rechtsauffassung, die den Mord als privatrechtliche Sache der Hinterbliebenen auffaßt, eine ethische Betrachtung nicht zuzumuten sein: der Geschädigte war nicht einmal verpflichtet, die Mordbuße anzunehmen, sondern konnte sich auf den Fehdeweg begeben. Vielmehr liegt solchen Wergeldern, wie auch die für Knechte u. ä. zeigen, vor allem der ökonomische Wert zu Grunde; daß aber die Frau in ländlichen Verhältnissen ein ökonomisch unentbehrlicher Teil des Hauses ist, weiß jeder.

Wir haben auch im germanischen Rechte, wie in andern, historisch von durchgängiger Unterordnung des Weibes auszugehen. Es ist kein Zweifel, daß in altgermanischer Zeit Polygamie rechtlich möglich war. Wir kennen sie aus historisch erhellter Zeit nicht nur bei den slawischen Nachbarn, sondern auch bei Skandinaviern. In Deutschland war zu Tacitus' Zeit die Monogamie Regel (Germ. 18): „Sie sind fast die einzigen Barbaren, die sich mit einer Frau begnügen; ausgenommen ganz wenige, die nicht aus Sinnlichkeit, sondern ihrer hohen Stellung wegen eine

größere Zahl von Ehen schließen." Das war z. B. der Fall Ariovists, der (Caes. Bell. gall. 1, 53) zwei Frauen hatte, eine Suebin, die er von Haus mitgebracht hatte, die andere aus Norikum, Schwester eines dortigen Königs. Der gemeine Mann wird aus ökonomischen Gründen wohl so gut wie immer nur eine Frau gehabt haben, wie das auch im Islam der Fall ist. Aber noch in der Merowingerzeit kommt Polygamie nicht bloß im königlichen Hause vor. Daß das Christentum, dessen Institutionen erst unter den Pippiniden festere wurden, sie dann bald in Abgang brachte, läßt sich erwarten. Dagegen war noch im Mittelalter das Konkubinat eine Sitte, die rechtlich zulässig war und sozial keinen Makel brachte, wenn auch die Kirche es bekämpfte und schließlich in die sogenannte morganatische Ehe umzuwandeln vermochte. Die „Kebse" unterscheidet sich von der Ehefrau dadurch, daß sie dem Mann in weniger formaler Weise verbunden und ihre Kinder nicht Erbnachfolger des Vaters, sondern der Mutter sind. In Skandinavien, wo ja die Polygamie länger währte, konnte ein fortdauerndes Konkubinat durch Verjährung zur Ehe werden.

Aber auch davon abgesehen, stellte das Mittelalter, außerhalb des kirchlichen Rechts natürlich, die Forderung der ehelichen Treue nur an die Frau, nicht an den Mann. Von ihr allein redet Tacitus in der oben angeführten Stelle. Die Strafe für eine Ehebrecherin war dem Manne anheimgegeben; entblößt und mit abgeschnittenen Haaren trieb er sie aus dem Haus und jagte sie mit Streichen durch das ganze Dorf; weder Schönheit noch Jugend noch Reichtum verschaffen einer Sünderin einen neuen Mann. Noch im achten Jahrhundert erzählt der heilige Bonifaz von den Sachsen ähnliches. Wenn ein Mädchen oder eine Frau sich vergeht, so kann man sie nötigen, sich selbst zu erhängen, und hängt dann über ihrem Grabe den Verführer auf. Oder es versammelt sich ein Weiberheer, reißt ihr die Kleider ab und treibt sie mit Hieben und Messerstichen von Hof zu Hof, bis sie tot oder halbtot liegen bleibt. Tötung war dem Manne gestattet, wenn er die Schuldigen auf frischer Tat ergriffen hatte, und zwar beiden gegenüber; andernfalls mußte er klagen, aber auch dann kennen die Volksrechte des späteren Mittelalters noch Todesstrafe für beide Schuldige. Doch kann der Mann sich mit geringerer Strafe zufrieden geben, wenn er will.

Eine andere Sitte, welche die völlige Abhängigkeit der Frau

dartut, ist die Mitbestattung der Witwe nach dem Tode des Mannes. Thraker, Skythen, auch Hellenen, haben sie im Altertum gekannt, im achten Jahrhundert die Wenden. Ebenso aber die wilden germanischen Heruler, und noch im zehnten Jahrhundert ist ein russischer Häuptling an der Wolga mit Sklaven und Weibern zusammen bestattet worden. Sonst ist diese Nachfolge in den Tod zwar noch als heroisches Beispiel freiwilliger Opferung in der Sage, aber nicht mehr als Sitte in der deutschen Geschichte bekannt.

Über das Familienrecht nur einiges Notwendige. Die Familie im weitern Umfang, „Geschlecht" und „Sippe", die im politischen Leben ihre fundamentale Bedeutung schon früh eingebüßt hat, hat sie im privaten länger bewahrt, wie das noch heute beim Adel der Fall ist. Nach den Schilderungen des Tacitus sind die Verwandten nicht nur bei der Eheschließung und bei der Wehrhaftmachung des Jünglings zugegen; sie haben auch Anteil an Mordbußen und dergleichen.

Bei manchen Völkern alter Zeit ist das sogenannte Mutterrecht nachgewiesen, dem zufolge die Kinder der Mutter, nicht dem Vater, nachfolgten, die Frau also als der eigentliche Repräsentant des Hauses anzusehen ist. Auf deutschem Boden ist davon bei Freien keine Spur zu finden. Der Mann ist, wie im antiken Rechte, das Haupt der Familie. Das Weib muß einen Vormund, „Mundwalt", haben. Eine Art Emanzipation ist allerdings bald erfolgt, so daß ein volljähriges Mädchen gewisse rechtliche Akte vornehmen darf. Durch die Verheiratung kommt sie dann aber unter die Mundschaft des Mannes. Vormund einer Ledigen ist naturgemäß ihr Vater, nach dessen Tode der älteste Bruder, in dessen Ermanglung der Vaterbruder, der Mutterbruder wohl nur, wo auch jener fehlt. Wo natürliche Vormünder fehlen, kann das Staats-, Gemeinde-Oberhaupt usw. Vormund sein; aber „gekorene" Vormünder statt vorhandener natürlicher sind erst spätmittelalterlich.

Für eine Ehe ist die Ebenbürtigkeit der Gatten Voraussetzung. Freie und Edle sind nach altem deutschem Recht einander ebenbürtig. Dagegen kann die Ehe mit Unfreien in ältester Zeit mit dem Tode bestraft werden; später folgen die Kinder aus solchen Ehen der „ärgeren Hand", d. h. sie gehören dem niedrigeren unter den Geburtsständen der Eltern an. Noch im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert galt die Verbindung von Freien und

Ministerialen für eine Mesalliance, obwohl diese Leute schon recht lange eine sehr wichtige Menschenklasse geworden waren. Da Angehörige fremder Völker in altgermanischer Auffassung nicht als gleichberechtigt gelten, so ist auch mit ihnen eine Ehe ursprünglich unerlaubt; dieses Hindernis mußte mit der größeren Ausdehnung der Staaten, insbesondere des fränkischen, und mit dem steigenden Verkehr wegfallen, um so mehr, als es für das kirchliche Recht nicht existierte. Dagegen hat die Kirche den Ehehindernissen das des verschiedenen Glaubens und das der verbotenen Verwandtschaftsgrade hinzugefügt. Längere Zeit hindurch wurden die kirchlichen Forderungen sehr hoch gespannt, so daß Verwandte bis zum siebenten Grade, auch Gevattersleute, nicht heiratsfähig sein sollten. Da das einfach nicht durchzuführen war — noch heute, wo doch viel mehr aus dem Ort geheiratet wird, wären so an vielen Orten kaum irgendwelche Ehen möglich —, so hat Innocenz III. 1215 das Ehehindernis auf die vier ersten Grade eingeschränkt, wobei es dann jahrhundertelang geblieben ist. Nach altgermanisch-heidnischer Anschauung war die Ehe nur mit Vater und Mutter nicht erlaubt, wohl aber unter Geschwistern und zwischen Stiefeltern und Stiefkindern.

In Beziehung auf das heiratsfähige Alter werfen solche Stellen der Alten (wie Tac. Germ. 20), welche von später Verheiratung reden, gewiß Eheschließung und sonstigen Geschlechtsumgang des jungen Mannes zusammen. Auf dem Land ist frühes Heiraten immer üblich gewesen, weil notwendig. Im sächsischen, friesischen und langobardischen Recht ist das mannbare Alter eines Mädchens auf zwölf Jahre festgesetzt, ebenso im Schwabenspiegel; städtische Rechte des ausgehenden Mittelalters reden von 20 oder 18 Jahren beim Manne, von 18 und 15 bei der Frau; die Kirche war darin auch sehr tolerant.

Verlober des Mädchens ist der Vormund; für unfreie Männer und Weiber ihr Herr, der dafür eine Entschädigung fordern darf — woraus fälschlich das rechtlich nie dagewesene jus primae noctis gefolgert worden ist; Lehenträger mußten Erlaubnis vom Lehensherrn haben. Wenn ursprünglich der Vormund das Recht hatte, sein Mündelkind zur Ehe zu zwingen, so ist das früh abgeschafft worden; im Mittelalter hatte in Deutschland das volljährige Weib das Recht, sich selbst zu verloben, was jedoch nicht gerne gesehen wurde.

Man kann, wie noch jetzt, die zwei Akte der Verlobung

als der Abschließung des Ehekontrakts und der Vermählung als seiner Ausführung unterscheiden. Beide können durch eine gewisse Zeit getrennt sein, wofür zwei Jahre als Maximum angesehen werden; sie können aber auch zusammenfallen. Die Verlobung, die noch jetzt in deutschen Gegenden verschiedene Namen, wie „Verspruch", „Heirat", „Stuhlfeste", „Brautkauf", „Handschlag", „Handstreich", „Handfeste" führt, besteht aus Leistung und Gegenleistung. Die Leistung des Bräutigams besteht in der Entrichtung eines „Brautkaufs", „Mahlschatzes" (o. ä.), womit die Braut aus der Mundschaft ihrer Familie los- und in die des Bräutigams eingekauft wird. Der Brautkauf kann auch symbolisch, durch Übergabe von Handschuhen u. dergl. geschehen. Er erfolgt naturgemäß an den Vormund der Braut. Das Institut ist aber bald nicht mehr verstanden worden; wenn der Vormund früher freiwillig die Gaben an die Braut weiter gegeben haben mochte, so fallen sie schon in fränkischer Zeit der Braut zu. Gegenleistung gegen den Brautkauf war die Übergabe der Braut, beziehungsweise die Zusage dieser Übergabe. Wenn die Braut eine Mitgift, „Ehesteuer" oder wie es heißen mag, mit in die Ehe bekam, so war das keine solche Gegengabe, sondern, wie noch heute, eine Vorausgabe aus ihrem Erbe. Die Mitgift stand nach manchen Rechten unter Aufsicht der Familie der Frau, und wenn diese kinderlos starb, fiel sie an die Familie zurück. Nachdem der Brautkauf unverständlich geworden war, trat eine neue Gabe des Bräutigams an seine Stelle, die nun aber als Gegenleistung gegen die Mitgift der Braut erscheint. Sie heißt daher „Widerlegung"; stirbt die Frau vor dem Manne, so fällt sie an ihn zurück, andernfalls dient sie zu ihrem Witwenunterhalt — sie heißt daher auch „Leibgedinge".

Die Verlobung ging unter bestimmten Formen vor sich und vor Zeugen. Der Bräutigam erhielt Schwert und Handschuh als Symbol des Rechts über Leben und Tod und als Pfand der Übergabe, auch wohl einen Mantel zur Bezeichnung des Schutzverhältnisses; er übergab den Brautkauf oder symbolisches Unterpfand dafür. Das Wechseln der Ringe ist dagegen ursprünglich römische Sitte, noch jetzt nicht allenthalben üblich. Wir haben langobardische und angelsächsische Trauformeln. Mit ihnen stimmt in allem wesentlichen überein die in einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts aus Augsburg überlieferte schwäbische Formel. Ein freier Schwabe, der eine freie Schwäbin ehelichen will, übergibt sieben Handschuhe als Pfänder, womit er sich für sieben auf-

gezählte Zusicherungen an Hab und Gut verpflichtet. „Die Pfänder alle nimmt die Frau und ihr Vormund. Nun nimmt der Vormund, ihr geborener Vormund, die Frau und ein Schwert und einen goldenen Ring und einen Mantel und einen Hut auf das Schwert, den Ring an den Schwertgriff, und übergibt sie dem Mann und spricht: ‚Womit ich euch meine Mündel auf euer Wort und in eure Huld befehle und bitte euch auf euer Wort, wie ich sie euch befehle, daß ihr ihr ein rechter Vormund und ein gnädiger Vormund seiet und kein treuloser Vormund werdet‘. So empfängt er sie und habe sie für sich." In dem lateinischen Ruodlieb aus dem elften Jahrhundert steckt der Verlobte den Ring auf den Schwertgriff, überreicht ihn der Braut und sagt: „Wie der Ring den ganzen Finger umspannt, so lege ich dir feste und ewige Treue auf; sie mußt du mir halten bei Strafe des Kopfes."

Die mannigfach wechselnden Formen der „Hochzeit" oder des „Brautlaufs" mögen hier unbesprochen bleiben. Schon mittelalterlich ist, daß der Bräutigam die Braut zum Zeichen der Herrschaft auf den Fuß tritt. Die christliche Kirche hat Teilnahme an der Feier beansprucht, aber nur langsam durchgesetzt. Zunächst die bloße passive Assistenz: die Trauung soll in Gegenwart eines Priesters vor der Kirchentür erfolgen (das Nordtor mancher Kirchen heißt noch jetzt „Brauttor"); dann wurde die Ehe am nächsten Morgen vom Priester eingesegnet — zur unlöslich vollzogenen Ehe, matrimonium consummatum, gehört nach katholischem Kirchenrechte das Beilager. Aber auch die aktive Assistenz, die Trauung durch den Priester, ist immer wieder verlangt, jedoch erst gegen Ende des Mittelalters allgemein durchgesetzt worden; in älterer Zeit stand ihr schon das im Wege, daß die Trauung von Haus aus durch den Vormund vollzogen werden mußte.

Der Brautschleier war da und dort üblich, der Brautkranz ist römisch, aber in Deutschland schon im zehnten Jahrhundert bekannt. Die Neuvermählten bringen die Brautnacht im Hause der Braut zu; sie müssen vor Zeugen das Lager besteigen. Am Tage nach der Hochzeit übergibt der Mann der Frau die „Morgengabe" in ihr Eigentum; nach ihr ist die „morganatische Ehe" benannt, der die Rechtsformen der echten Ehe fehlen. Endlich wird die Frau in das Haus des Mannes übergeführt.

Über Familien- und Erbrecht nur weniges. Der Mann ist der Vormund, der rechtliche Vertreter der Familie von seiner Verheiratung an; im höheren Alter kann er freiwillig und gezwungen zurücktreten und im „Leibgeding" stehen. Das ursprünglich gewiß absolute Verfügungsrecht über seine Familie ist immer mehr milderer Sitte gewichen. Gütergemeinschaft zwischen den Ehegatten ist nicht ursprünglich; wohl aber hat sich schon früh die eheliche Errungenschaft als Gemeingut der Gatten ausgebildet. Recht und Sitte der verschiedenen Gegenden weichen gerade in diesem Punkte besonders stark von einander ab. Nach dem Tode des Mannes ging die Frau in alter Zeit nur selten eine neue Ehe ein; nach Tacitus (Germ. 19) wäre das bei einzelnen Völkerschaften ganz ausgeschlossen gewesen.

Im Erbrecht geht, wie überall, das männliche Geschlecht dem weiblichen vor. Nach altem Recht geht echtes Erbe, d. h. Grundbesitz, nur auf männliche Rechtsnachfolger über, auf weibliche nur bewegliche Habe. Noch die Rechte des späteren Mittelalters unterscheiden zwischen Gegenständen, die der männliche Erbe bekommt: Waffen u. dergl., und solchen, die der Erbin zufallen: Schmuck, Betten, Stoffe, Mobiliar, kleine Haustiere, Edelmetalle. Manche Rechte germanischer Völker haben, falls kein Sohn da war, früh schon Erbfolge der Tochter gestattet, nicht aber das fränkische (salische) — auf diese Verschiedenheit gehen die heutigen Bestimmungen über die Thronfolge zurück. Zu Ende des Mittelalters sind die Geschlechter einander ganz gleichgestellt. Beim Vorhandensein mehrerer Söhne scheint die Teilung des Erbes altes Recht zu sein, die Einrichtung des Majorats (örtlich auch Minorats) ist lokal entstanden; in fränkischer Zeit ist ja oft genug auch das Reich geteilt worden. Eigentümlich ist es, wenn Tacitus (Germ. 32) berichtet, daß bei den Tenkterern, einem durch die Reiterei ausgezeichneten rheinischen Volke, die Pferde dem tapfersten Sohn, nicht wie das übrige dem ältesten zufallen; man kann sich schwer denken, wie das gemacht worden sein solle.

Die germanische Erbfolge unterscheidet sich von der römischen in zwei Hauptpunkten. Jene kennt die Parentelen (oder Grade), deren nähere die entferntere ausschließt. In erster Linie, das weiß schon Tacitus (Germ. 20), erben die Kinder; fehlen sie, in zweiter die Eltern, und fehlen diese, in dritter die Geschwister. Dagegen ist nicht germanisch das Repräsentationsrecht. Nach diesem römischen Grundsatz gelten Kinder zusammen als

Vertreter des Vaters; hinterläßt jemand einen Sohn sowie zwei Söhne eines verstorbenen zweiten, so erbt der erste Sohn die Hälfte, die beiden Enkel je ein Viertel. Nach germanischem Recht dagegen schließt der nähere Grad den ferneren aus. Die Repräsentation ist übrigens früh in einige germanische Rechte eingedrungen und 1498 von Reichs wegen durchgeführt worden.

Den Römern, deren hauptstädtischer Bevölkerung Edikte und Belohnungen ohne viel Erfolg aufzuhelfen suchten, fiel der Kinderreichtum des deutschen Hauses auf. Seine Kinderzahl zu begrenzen oder irgend eins von den später gebornen Kindern zu töten, gelte für Schande (Tac. Germ. 19). Von einer Rechtsvorschrift ist hier so wenig die Rede wie bei andern heidnischen Völkern. Der Vater, überhaupt der Vormund der Frau hat das Recht, ein neugebornes Kind zu beseitigen, ursprünglich gewiß durch Tötung, schon frühe aber in der milderen Form der Aussetzung. Diese ist jedoch nur gestattet, wenn das Kind noch nichts zu sich genommen hat, weshalb die Mutter, um es zu retten, ihm einen Tropfen Milch oder Honig auf die Lippen geben mochte. Zufolge des kirchlichen Einschreitens ist die Aussetzung in Deutschland bald nicht mehr als erlaubt angesehen worden; in dem ärmeren Skandinavien hat sie länger gedauert.

Regel aber war, daß der Vater das Kind annahm.. Es wurde vor ihm auf den Boden gelegt und er nahm es auf. Mit diesem Anerkennungsakte verbindet sich das erste Bad, das zugleich als religiöser Akt schon im Heidentum gilt, im Christentum durch die Taufe ersetzt ist. Darauf folgt die Namengebung unmittelbar oder im Zwischenraum von etlichen Tagen. Bei der Namengebung wird gerne auf Namen Rücksicht genommen, die in der Familie schon vertreten sind. Zu den altgermanischen Namen treten bald biblische; nach Zeit und Ort hat der Geschmack stark gewechselt. Jede Person führt nur einen Namen. Daher sind unterscheidende Zusätze in Urkunden u. dergl. früh üblich. Solche konnten schon im Mittelalter in einer Familie sich vererben, sei es, daß sie vom Wohnort genommen waren, sei es, daß sie appositionelle Zusätze wie Heinrich (der) Schmid oder genetivische nach dem Vater, Heinrich Schmids (Schmitz) waren. Ein Unterschied zwischen bürgerlichen und adligen Namen ist nicht mittelalterlich und auch später erst allmählich konsequent durchgeführt worden.

Die Führung eines Familiennamens auch bei Bürgerlichen ist zwar immer mehr die Regel, aber erst im neunzehnten Jahrhundert durchgeführte gesetzliche Bestimmung geworden; Island kennt sie heute noch nicht.

Neben den leiblichen Kindern konnten, und zwar in jedem Lebensalter, auch Adoptivkinder angenommen werden, wofür es verschiedene Symbole gab. Findelkinder gingen in die Kindschaft dessen über, der sie aufnahm. Illegitime Kinder konnten vom Vater legitimiert werden.

Von der Erziehung der Kinder sagen uns, wie sich denken läßt, unsere Quellen kaum etwas. Wenn es für den gemeinen Mann gelten mag, was Tacitus (Germ. 20) sagt, daß das Kind von der Mutter selbst gestillt, nicht Ammen oder Mägden überantwortet werde, so war das in höheren Kreisen bald anders; die Epen des Mittelalters reden oft von Ammen, und wenn Parzivals Mutter dem Neugebornen in der Wildnis selber die Brust reicht, so wird nicht verfehlt, das hervorzuheben. Die Kinderspiele sind zu allen Zeiten im Grunde dieselben gewesen. Man hat in den Gräbern verschiedene Spielzeuge gefunden. Beim Mädchen spielt die Puppe („Tocke") die Hauptrolle; beim Knaben kommt Waffenübung hinzu. Von einem langobardischen Herzogssohn ist erzählt (Paul. Diac. 4, 37), daß er mit seinem Knabenschwertchen einen Avaren erschlagen habe. Ein Unterschied in Erziehung und Bildung ist zwischen Hohen und Niedern je weiter zurück um so weniger vorhanden. Es kam öfters vor, daß einem freien Kinde ein unfreies zum Gespielen gegeben wurde; im Norden und in Deutschland wurden öfters Kinder anderen, besonders auch etwas niedriger stehenden Familien zur Erziehung übergeben. Nicht selten mag auf solcher Jugendgenossenschaft das verbreitete Institut der Blutbrüderschaft beruht haben, welche zur gegenseitigen Waffenhilfe und Blutrache verpflichtete, aber auch zwischen ganz fremden Leuten geschlossen werden konnte. Dieses heidnische Institut hat die Kirche in Deutschland zu beseitigen vermocht, in Skandinavien hat es länger bestanden.

Mit dem sechsten oder siebenten Jahr etwa begann der Unterricht des Kindes, für den sich im Mittelalter Vornehme eigene Hofmeister oder Gouvernanten hielten. Das Schulwesen und seine langsame Loslösung von dem kirchlichen Zwecke kann hier nicht verfolgt werden. In vorchristlicher Zeit kann von so etwas nicht die Rede sein.

In einem gewissen Alter trat eine wenigstens relative Selbstständigkeit der Kinder ein. Beim Jüngling bestand sie in der Wehrhaftmachung, mit der die Zulassung zur Volksversammlung verbunden war. In der Volksgemeinde erhielt (Tac. Germ. 13) der junge Mann Spieß und Schild. Es scheint, daß das recht früh, etwa mit dem fünfzehnten Jahr, stattfand. Noch die Rechtsbücher des dreizehnten Jahrhunderts verlangen als Bedingung der Volljährigkeit lediglich die Pubertätszeichen. In der Ritterzeit, wo die Identität von Volk und Heer aufgehört hat, ist die Wehrhaftmachung auf den Ritterstand beschränkt als sogenannte „Schwertleite", d. h. erstmaliges Führen des Schwertes; die einfachere und ältere deutsche Form: Anlegung der Waffen, scheint die Aufnahme als „Knecht" (Knappe, engl. knight), die umständlichere französische: Kirchenwache, Anschnallen des Sporns, Ritterschlag, die in die Rittergesellschaft bedeutet zu haben.

Gewerbe und Handel.

Das Handwerk germanischer Zeit hat man sich leicht auf einer allzu niedrigen Stufe vorgestellt. Wo feste Ansiedlung ist, da werden immer auch die Bestrebungen erwachen, die eigene Umgebung wohnlich und schön zu gestalten. Gewiß gibt es einen Fortschritt in Technik und Kunst; allein er besteht weit mehr in dem Aufkommen neuer Materialien oder, wie heutzutage, in der Dienstbarmachung von bisher unbekannten und ungebändigten Naturkräften. Die Fertigkeit, mit den jeweils zu Gebot stehenden Materialien über das bloße Bedürfnis hinaus Arbeiten zu schaffen, die der Befriedigung des künstlerischen Triebes dienen, diese Fertigkeit erwacht mit dem Kunsttriebe selbst; beide sind oft ganz primitiven Völkerschaften eigen. Ein Moment läßt sich allerdings namhaft machen, das das Aufkommen eines reichen Kunstgewerbes zurückhalten konnte. Die Industrie ist in alter Zeit Hausarbeit, wie sie's auf dem Land noch heute mehr ist als in der Stadt. Daraus ergibt sich aber auch eine größere und vielseitigere Gewandtheit des gemeinen Mannes und der Frau.

Von der Arbeit des Spinnens und Nähens, die in so manchen Gerätschaften aus uralter Zeit vor uns tritt, war schon die Rede. Der einfache Webstuhl alter Zeit hat sich in ganz entlegenen Gegenden, wie auf den Färöern, bis heute erhalten. Gesponnen wurde nicht mit dem Rad, sondern mit der Spindel; Wirtel aus Ton, Bein, Stein, Glas, Kristall sind zahlreich auf uns gekommen. Ebenso wird die Töpferei und die Holzschnitzerei, die auf germanischem Boden besonders eifrig und kunstvoll betrieben wurde, größtenteils auch Hausarbeit gewesen sein; gewiß die alltägliche Schreinerarbeit für das Haus, die Scheuer, den Wagen usw. Der Bauer mußte auch sein Vieh selbst zu schlachten, die Haut und von den Pelztieren den Pelz zu verarbeiten wissen. Bier brauen, Lauge und Seife sieden mußte man nicht minder im Hause. Die

ganze Verarbeitung des Getreides bis zum fertigen Brot geschieht ja noch heute vielfach im eigenen Hause.

Nach der Einführung der römischen Mühlen kommt dann früh der Müller als eigenes Gewerbe auf. Die weitere Loslösung des Handwerks vom Hausbetrieb und die Ausbildung einzelner Hantierungen war wesentlich begünstigt durch das Beispiel der Höfe und der kirchlichen Korporationen. Auch der gewöhnliche Mann hatte, soweit er Herr von Knechten war, Handwerksarbeiten wohl gerne durch diese machen lassen; von den Vornehmen ist das ohnehin anzunehmen. Die Verordnung über die Königshöfe um 800 zählt schon neben den Schmieden, von denen nachher die Rede sein wird, Schuster, Schneider, Sattler, Schreiner, Dreher, Zimmerleute, Fischer, Vogelfänger, Seifensieder, Bierbrauer, Bäcker, Netzstricker, Baumeister und Hofmaler auf; daneben hatte Karl der Große für weibliche Arbeiten eigene Frauenhäuser. Ebenso hatten die Klöster besondere Leute für solche Verrichtungen. Zu einer Zeit, wo die Amtssprache lateinisch war, sind lateinische Lehnwörter wie „Koch" (coquus) und „Pfister" (pistor) ins Deutsche gekommen, von denen das letztere, solange es überhaupt bestanden hat, nie den Bäcker von Profession bezeichnet hat — der heißt Beck, Bäcker —, sondern den die Bäckerei besorgenden Angestellten eines Hofes oder Klosters. Nach solchem Muster konnte es der eine und andere Herr vorteilhaft finden, seinen eines Handwerks kundigen Knecht aus dem persönlichen Dienste des Hauses loszulösen und ihn als öffentlich arbeitenden Handwerker hinauszustellen. Es bildete sich allmählich ein professionell betriebenes Handwerk, das auf dem Land bis auf den heutigen Tag meist mit dem Landbau verbunden ist, in den Städten sich mehr oder weniger davon gelöst hat. Diese von Haus aus wohl meist unfreien Leute kamen in den Städten zu Freiheit und Selbständigkeit, gliederten sich in Zünfte, deren Zahl und Gruppierung mannigfach wechselte, und zogen das Stadtregiment immer mehr an sich.

Ein Handwerk ist von Anfang an in den Händen besonderer Berufshandwerker, wenigstens in der Hauptsache gewesen: das des Schmieds. Seine Arbeiten erfordern besondere Einrichtungen, die unmöglich jeder einzelne haben konnte. Dazu ist das Material und die Technik nachweislich von außen gekommen. Kupfer fand man auf germanischem Boden nirgends, Zinn kam meistens aus Cornwall; die Bronze wurde fertig eingeführt, zuerst, wie wir sahen, das gegossene und geschmiedete Geräte, dann wenigstens noch

immer das schon legierte Metall, das man dann im Land verarbeitete. Gold war ebenso fremd; aus dem Rheinsande gewaschenes Gold wird vor dem fünften Jahrhundert nicht erwähnt; ebenso Silber. Den eigenen Reichtum an Eisen, das ja nicht gediegen vorkommt, lernte man erst später kennen. Während die Gallier schon zu Cäsars Zeit (Bell. gall. 7, 22) große Eisenhütten und Bergwerke hatten, leugnet Tacitus (Germ. 5f.) das Vorkommen von Gold und Silber und läßt Eisen jedenfalls nur in geringem Maße da sein. So ist es doppelt zu begreifen, daß das Schmiedehandwerk von Anfang an nur von Einzelnen betrieben wurde und in ganz besonderm Ansehen stand. Für Knechte, die es ausübten, wurde höheres Wergeld bezahlt als für andere Knechte, das höchste für Goldschmiede. Es müssen aber nicht selten auch Freie dieses Handwerk betrieben haben; in der Sage sind Wieland und Siegfried Königssöhne, in dem eddischen Gedicht Rigsmal, das die Entstehung der Stände mythologisch begründet, heißt ein Sohn des ersten Freien Schmied. Wenn die Schmiedekunst nach der Sage von Zwergen geübt und gelehrt wird, so ist damit vielleicht auch ihr fremder Ursprung, jedenfalls das Geheimnisvolle dieser Kunst ausgedrückt.

Die Bronzezeit weist einen ungemeinen Reichtum an Metallarbeiten der verschiedensten Art auf: Waffen, Gerätschaften und Schmuck. Ein Spezifikum der Bronzezeit, das in die folgenden Zeiten hinüberreicht, dann aber zurücktritt, ist, wie schon einmal gesagt wurde, das massenhafte Auftreten der sogenannten Celte (Kelte, lat. celtis), meißel- oder beilartiger Gerätschaften verschiedener Form und Größe. Am reichsten entwickelt sich die Metalltechnik, die nach Stoff und Kunstformen aus den alten Kulturländern des Südens stammt, in Skandinavien, wo sie mit einem hochgesteigerten Luxus gepflegt wurde. In Süddeutschland fällt die höchste Entwicklung in die Zeit des Übergangs, in die sogenannte Hallstätter Periode, aus der sich auch wieder Zeugnisse reicher und üppiger Lebenshaltung gefunden haben, zum Beispiel große, auf Rädern bewegliche Tafelgefäße. Die Vornehmen im südlichen Deutschland, die schon solchen Schmuck des Lebens begehrt haben, können freilich aus historisch-geographischen Gründen keine Deutschen sein, sondern Kelten. Wie dann für die gewöhnlichen Geräte und Waffen das Eisen allein üblich geworden ist, beginnen sie schmuckloser zu werden. Aber die Liebe zu künstlerischer Gestaltung übt sich nach wie vor an Schmuckgegen-

ständen. Die Kunst des Juweliers, der mit Metall, mit Edelsteinen und Glasflüssen arbeitet, ist in den merowingischen Funden hoch entwickelt; Spangen, Knöpfe, Zierscheiben an menschlicher Gewandung und Reitzeug sind reich ornamentiert, tauschiert, emailliert, Prunkstücke wie die Helme von Baldenheim und von Gammertingen, aus der Mitte des ersten Jahrtausends nach Christo, würden jeder Zeit Ehre machen. Ein Ursprungszeugnis haben allerdings diese Sachen alle nicht; aber neben dem mustergebenden gallisch-römischen Import ist doch an einheimischer Arbeit nicht zu zweifeln. Nicht minder pflegte das prachtliebende Mittelalter die Goldschmiedekunst; eine in hervorragendem Maße deutsche Kunst, wie es im Mittelalter die Kunst des Waffenschmieds war, ist sie nie geworden.

Alteinheimisch, wenn auch durch fremde Stilmuster geleitet, ist die Töpferei. Gerade an die Erzeugnisse dieser einfachen, dem täglichen Leben dienenden und wenig Aufwand erheischenden Kunst wendet eine alte Zeit und eine primitive Kultur gerne ihr künstlerisches Vermögen, wie wir noch jetzt an wilden Völkern beobachten können. Die Töpfe, Näpfe, Kannen grauer Vorzeit beschämen uns Moderne durch die Liebe, mit der diese vergänglichen Dinge ausgestattet sind; freilich sind sie auch nicht von einem Professionisten im Ramsch gemacht worden, um möglichst billig zu sein, sondern sie sind Liebhaberarbeit. Außer den Hausurnen und Gesichtsurnen, die der späteren Bronze- und älteren Eisenzeit angehören und versuchen, die Nachahmung eines Hauses oder Menschenkopfes mit dem Typus und der Bestimmung des Gefäßes zu verbinden, finden sich verschiedenartige Gefäße mit einem nach Kunststilen wechselnden Ornament und in bald zunehmender bald abnehmender Geschicklichkeit und Schönheit von der Steinzeit bis in die nachrömische. Außer den uns geläufigen Arten des Gebrauchs ist in den Zeiten der Bestattung durch Feuer auch noch die Totenurne zu erwähnen, die übrigens nur durch ihre Größe, nicht durch besondere Form ausgezeichnet ist. Nach der römischen Zeit nehmen die keramischen Produkte an Menge und Güte ab. Sie mögen wohl auch in den Hintergrund gedrängt worden sein durch die Glasarbeiten, die von den Römern in sehr großer Vollkommenheit gefertigt wurden.

Der Handel Deutschlands war in ältester Zeit mehr passiv. Bei Cäsar und Tacitus ist öfters die Rede von römischen Händlern, die nach Germanien kommen, um zu kaufen und zu verkaufen. Je näher der römischen Reichsgrenze, um so lebhafter war der Handelsverkehr; das den Römern treue Volk der Hermunduren hatte in der römischen Kolonie Augsburg freien Verkehr (Germ. 41). Bei der Eroberung der Festung des markomannischen Königs Maroboduus fand man römische Kaufleute, die dort ansässig geworden waren, ja bis zu den Friesen hat man solche gefunden (Tac. Ann. 2, 62; Hist. 4, 15). Die Funde alter Zeit beweisen aber, daß schon früher Händler bis weit in den Norden gekommen sind; auch Straßen früheren als römischen Ursprungs sind aufgedeckt worden. Der Handel scheint von Anfang an des Freien nicht, wie das Handwerk, als unwürdig gegolten zu haben. Aus dem Kaufmannsstande der Städte ist das Patriziat erwachsen. Daneben aber sind fremde, z. B. jüdische Händler auch im Mittelalter vorhanden gewesen.

Die Einkaufsgegenstände alter Zeit waren neben dem Wein, dessen Einfuhr ja auch da und dort verboten wurde, die verschiedenen Gegenstände der Fabrikation höherer Kultur, besonders Metall und Schmuck. Den kriegstüchtigen Germanen Eisen zu verkaufen, ist im späteren Altertum, gewiß umsonst, verboten worden. Zum Verkauf brachten die Germanen neben dieser und jener Kriegsbeute verschiedene Erzeugnisse ihres Landes: Rüben, Schinken, Fische, Gänse und Flaum, Pferde, Tiere für den Zirkus, Pelze, Seife. Sehr vielfach auch Sklaven aus dem mächtigen Überschuß des Landes. Gregor der Große sah in Rom englische Knaben im Schmuck ihrer blonden Haare zum Verkauf ausgestellt; als man ihn über ihre Herkunft belehrte, sagte er: „Wohl, denn sie haben englisches Antlitz und solche sollen Miterben der Engel im Himmel sein.“ Zu manchen Zeiten war Italien voll von germanischen Sklaven, die dann zur Vermittlung einheimischer und fremder Kultur dienen konnten.

Das gesuchteste Objekt des römischen Exports aus und durch Germanien war der Bernstein. Die Römer nannten ihn sucinum, wußten aber, daß er mit einheimischem Namen glaesum, „Glas“ hieß; im Mittelalter heißt er Agetstein und wird wegen seiner elektrischen Eigenschaft (die Elektrizität ist ja nach Elektron, dem griechischen Namen des Bernsteins, benannt) auch mit dem Magnetstein verwechselt; unser jetziger Name ist niederdeutsche Form für

Brennstein. Die Römer haben den Bernstein sehr hoch geschätzt; er diente als Schmuck, zu Amuletten und als Heilmittel. Der rötliche stand in besonderem Ansehen, eine sehr schöne Sorte hieß Falerner nach dem berühmten Wein. Wie viel Bernstein gelegentlich nach Rom kam, beweist ein römischer Ritter, der zu Neros Zeit davon eine solche Menge mitbrachte, daß man die gesamte Ausrüstung eines Gladiatorenspiels damit schmücken konnte; darunter war ein Stück von dreizehn römischen Pfunden. Woher und auf welchem Weg der Bernstein nach dem Süden kam, das hat schon die Alten oft beschäftigt. Der griechische Geograph Pytheas aus Marseille fand ihn an der Küste Deutschlands; wo, läßt sich aus der uns erhaltenen Notiz nicht bestimmt sagen. Der Hauptfundort späterer Zeit war, wie noch jetzt, das Samland zwischen dem Frischen und dem Kurischen Haff. Dort wohnten die Ästier, ein Volk der littauischen Sprachenfamilie; der Weg aber ging weithin durch germanisches Gebiet: durch Schlesien und Mähren nach Carnuntum östlich von Wien und von dort an das Adriatische Meer. Entlang diesem Handelswege häufen sich die Funde, die auf einen ausgedehnten Verkehr zwischen Süden und Norden hinweisen. Wie lange er schon befahren wurde, wissen wir nicht; die Ausführlichkeit, mit der Plinius (Naturg. 37, 30 ff.) und Tacitus (Germ. 45) den Bernstein und seine Herkunft besprechen, scheint zu beweisen, daß die Sache damals besonderes Interesse erweckte.

Der deutsche Handel des späteren Mittelalters ist im engsten Zusammenhang mit dem Städtewesen. Im Verkehr mit dem Süden und mit dem Orient tun sich die oberdeutschen Städte hervor: Straßburg, Ulm, Augsburg, Nürnberg, Wien, in welchen die Verbindung ausgedehnten Handelsverkehrs und eines blühenden, streng, oft nur allzustreng überwachten Gewerbes jene hohe Blüte des städtischen Wesens hervorbrachte, die erst dem Wiederaufsteigen fürstlicher Gewalt vom sechzehnten Jahrhundert an zum Opfer geworden ist. Im Norden erhoben sich seit der karolingischen Zeit Hamburg und Schleswig, dazu das altrömische Köln, die größte Stadt im deutschen Mittelalter. Es hat sich dort die große Hanse gebildet, die die nordischen Meere beherrschte und in Skandinavien den Handel trotz aller zeitweiligen Verbote an sich zog. Auch sonst im Auslande genossen die deutschen Kaufleute großes Ansehen; sie bildeten dort Korporationen, hatten ihre Faktoreien und Vereinshäuser, wie den Stahlhof in London und den Fondaco der Deutschen in Venedig.

Mit dem jetzigen Handel verglichen war der mittelalterliche doch minder ausgedehnt und mehr gelegentlich. Die großen Kaufleute hatten in den größeren Städten Niederlagen, aber keine Läden. Meist sind sie selbst herumgereist und haben auch ihre Waren selbst verkauft; entweder baten sie, in einer Stadt verkaufen zu dürfen, und legten dann ihre Waren aus, oder sie besuchten die großen Märkte, die im Unterschied von den Wochenmärkten den Namen „Messen" vom vierzehnten Jahrhundert an führten, nach der feierlichen Messe, die dabei üblich war. Auch bei Hoffestlichkeiten, Turnieren u. dergl. fanden sich Kaufleute ein und wurden auch wohl von den Veranstaltern dazu eingeladen. Im Gedicht von Gudrun wird die Königstochter von den als Kaufleute verkleideten Mannen ihres Bewerbers auf ihr Schiff gelockt und entführt.

Es fehlte im Mittelalter, auch abgesehen von der größeren Langsamkeit der Fortbewegung, die erst im neunzehnten Jahrhundert anders geworden ist, nicht an hemmenden Momenten für den Handel. Die Straßen waren nicht immer im besten Zustande; die guten Römerwege waren großenteils verschüttet, und die fränkischen Könige mußten die Anlegung von Straßen und Brücken erst wieder anordnen. Brücken hatte man nur wenige; dafür konnten auf den großen Flüssen die Fähren dienen, deren Name „Ponte" am Rhein noch jetzt auf ihren römischen Ursprung hinweist. Karl der Große hat in Regensburg eine Schiffbrücke anlegen lassen. Von besondern Anstalten zur Beherbergung erfährt man aus Deutschland nichts; in dem menschenärmeren Skandinavien wurden von Amts wegen Schutzhäuser errichtet, auch die Einrichtung zur Bewirtung anbefohlen, wofür dann ein höherer Preis als der übliche verlangt werden durfte. Im übrigen nahm man Proviant, auch wohl Zelte mit, hatte außerdem das Recht, die Pferde im Wald und auf der Wiese weiden zu lassen und vom Fruchtfeld soviel abzuschneiden, als man vom Pferd aus erreichen konnte, nicht aber davon mitzunehmen.

Die Reise geschah meistens zu Pferd. Die Waren wurden auf Saumpferden oder Mauleseln oder auf Karren mitgeführt. Der Wagen ist schon den ältesten Zeiten eigen, aber zum Reisen nicht bequem, ohne Federn, zum Schutz gegen Sonne und Regen mit einer Blahe überspannt. Der Fuhrmann ritt auf dem linken Pferde, das von daher noch immer „Sattelpferd" heißt. Im Winter war der Gebrauch des Schlittens bekannt. Doch sind große

Reisen wohl selten anders als im Sommer gemacht worden. Man mußte auf der Reise vor Überfällen gesichert sein; daher reiste man gerne in Gesellschaft. Friedrich I. erlaubte den Kaufleuten, ein Schwert zu tragen, nur nicht auf Ritterart umgegürtet. Man konnte sich ein Geleite geben lassen, hatte es aber zu bezahlen. Von Abgaben waren die Straßen in altgermanischer Zeit frei. Die fränkischen Könige und ihre Nachfolger nahmen das Zollrecht für sich in Anspruch; dazu kam später auch ein solches der Landesherren und der Städte. So erwuchsen bei einer längeren Reise erhebliche Mengen von Zöllen. Erst der Zollverein des neunzehnten Jahrhunderts hat das beseitigt, wenn auch unter dem verschämten Namen von Übergangsgebühren noch kleine Zölle bestehen. Dazu kamen im späteren Mittelalter noch andere verfängliche Bestimmungen. Die Städte nahmen das Stapelrecht in Anspruch: die Kaufleute mußten beim Passieren abladen, ihre Ware eine Zeitlang ausbieten und dann auf städtischem Fuhrwerk weiter schaffen. Nach dem Grundruhr- und Strandrecht war der Inhalt eines Wagens oder Schiffs, wenn die Achse oder der Kiel den Boden berührt hatte, dem Landesherrn verfallen. Es ist glaublich, daß man nicht sehr beflissen gewesen sei, die Straßen imstande zu halten.

Schiffahrt ist schon in germanischer Zeit getrieben worden. Im ersten Jahrhundert haben die Bataver auf der untern Maas, die Brukterer auf der Ems kleine Kriegsflotten gegen die Römer aufgebracht. Den Schweden sagt Tacitus (Germ. 44) Seetüchtigkeit nach. Dann erfährt man von den Seefahrten der Franken, Sachsen, Dänen, Norweger, Holländer, Engländer; die große deutsche Hanse ist schon erwähnt. Bei allen diesen alten Fahrten ist Handel und Seekrieg gar nicht zu trennen. Viele Expeditionen, wie die nordischen Wikingerzüge, waren beides, und auch der ganz friedliche Seefahrer mußte gegen die zahlreichen Seeräuber bewehrt sein.

Plinius weiß (Naturg. 16, 203), daß die germanischen Seeräuber ausgehöhlte Baumstämme als Schiffe gebrauchen; daß einzelne davon bis zu dreißig Mann tragen sollen, ist etwas reichlich. Binnengewässer haben den „Einbaum“ noch im neunzehnten Jahrhundert gekannt. Die sächsischen Seefahrer hatten auch Schiffe aus Flechtwerk, mit Leder überzogen, wie noch jetzt die Eskimos. Große Seefahrten sind dann doch, sobald die Technik es erlaubte, auf Schiffen aus Brettern und Balken gemacht worden.

Der Zufall hat uns aus verschiedenen skandinavischen Gegenden mehrere wohlerhaltene Seeschiffe beschert, die teils aus der ersten, teils aus der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends nach Christo sein müssen. Sie sind oben offen, aber von nicht ganz unbedeutender Größe bis zu 24 Metern, mit 14 bis 16 Ruderpaaren. Unter den Schiffen der skandinavischen Wikinger sind solche bis zu 70 Ruderpaaren, was demgemäß, da die Ruder auf einem Boden waren, auf eine Länge von 80 Metern führen würde. Segel hatten die Schweden nach Tacitus (Germ. 44) nicht; die gefundenen Schiffe zeigen teils die Spur eines Mastes, teils keine. Im späteren Mittelalter stieg die Zahl der Maste bis auf drei. Der Bau der Schiffe wechselt je nach dem Zweck; wenn bei den Schweden, offenbar um Wendungen in den engen Schären zu vermeiden, der Vorder- und Hintersteven gleich gestaltet waren und Germanicus im Jahre 16 für seinen unglücklichen Seefeldzug eben solche Schiffe bauen ließ (Tac. Germ. 44; Ann. 2, 6), so sind auf den uralten skandinavischen Felsenbildern beide Seiten verschieden, ebenso auf mittelalterlichen Darstellungen. Die Schiffe führten Namen und hatten an beiden Steven figürliche Ornamente. Gesteuert wurden sie mit einem eigentlichen Ruder, das nicht in der Längenachse des Schiffs, sondern am rechten Hintersteven („Steuerbord“) befestigt war. Statt der später allgemeinen Anker kannte die ältere Zeit auch bloße „Senkelsteine“. Die Schiffe des Mittelalters erreichen bedeutende Größe. Im dreizehnten Jahrhundert werden fünfzig Matrosen als die gewöhnliche, hundertundzehn als die höchste Zahl angegeben; die Zahl der Seefahrenden überhaupt war weit größer. Größere Schiffe hatten dann auch ein Deck und Kajüten.

Kühnheit der Seefahrer und widrige Winde ließen die Schiffe oft weite Ozeanfahrten machen. Ist doch nicht nur Island (und von dort aus Grönland) in einer ganzen Reihe von Seefahrten von Norwegen aus besiedelt worden und in regelmäßigem Verkehr mit dem Mutterlande geblieben; es ist auch von Island aus Nordamerika entdeckt und für einige Zeit besiedelt worden. Für so weite Fahrten nahm man etwa Raben mit, die man fliegen ließ; der Kompaß ist im dreizehnten Jahrhundert schon teilweise bekannt.

Das Geld ist in germanischer Zeit von auswärts gekommen. Wenn Tacitus (Germ. 5) sagt, die Germanen des Binnenlandes bedienten sich noch in altertümlicherer Weise des Tauschhandels, so trifft das noch sehr lange in der Hauptsache zu. Es finden sich aber antike Geldstücke doch auch in sehr entlegenen Gegenden. Silber nahm man, wie Tacitus weiterhin sagt, lieber als Gold und bevorzugte von römischem Geld alte, republikanische Sorten, die noch vollwichtiger waren. Nicht selten aber gebrauchte man das Edelmetall als solches zum Wertmesser. Die altüblichen Armringe, „Bauge", werden in der Heldensage öfters als Geschenk gegeben, aber auch zerhauen und an mehrere verteilt, und sogar Geld wurde gelegentlich zerschlagen und verteilt. Neben römischen Münzen findet man in alter Zeit auch gallische bei uns. Jedenfalls haben Deutsche vor der fränkischen Zeit nicht gemünzt. Mit seinem Bilde zu münzen hatte nur der römische Kaiser, also nach 476 der in Konstantinopel, das Recht. „Byzantiner", „Kaisering", „der Griechen Gold" sind noch im Mittelalter für edles Metall und großen Reichtum sprüchwörtlich. Es haben dann aber neben dem Frankenkönig auch die gotischen, vandalischen, langobardischen Fürsten des Südens selbständig prägen lassen. Im fränkischen Reich war die Münze Regal, die Krone erhob einen Prägschatz und hat nicht selten auch geringere Münzen mit Zwangskurs eingeführt. In merowingischer Zeit ist östlich des Rheins als Münzstätte nur das alte Regensburg bekannt. Nach der karolingischen Zeit ging das Münzregal allmählich an die Territorialfürsten, später auch an die Reichsstädte über; es entstand das heillose Durcheinander, dem man immer wieder durch Münzgesetze und Münzkonventionen zu steuern suchte und das erst im 19. Jahrhundert durch den Bundestag, noch gründlicher durch das Deutsche Reich gehoben worden ist. Im späteren Mittelalter konnte es vorkommen, daß man wegen der großen Kursschwankungen auf das Wägen des Edelmetalls zurückgriff. Falschmünzerei war mit Brandmarkung oder dem Verlust einer Hand bedroht; eine schlimmere haben Fürsten und Städte ungescheut begangen. Die einzelnen, unaufhörlich wechselnden und noch immer nicht völlig klaren Münzsorten sollen hier unerwähnt bleiben.

Auch in der Zeit, wo das Geld der feste Wertmesser war, war es nicht Handelsgegenstand. „Kapital umzutreiben und auf Zins zu legen", sagt Tacitus (Germ. 26), „ist unbekannt." In christlicher Zeit kam dazu, daß die Kirche zu wiederholten Malen

immer wieder das Zinsnehmen verbot. Das war auch ein Hauptumstand, der das Geldgeschäft in die Hände der Juden brachte, die an die Vorschriften des kanonischen Rechtes nicht gebunden waren. Das Verbot konnte natürlich auf alle mögliche Weise umgangen werden; aber es hat doch die Entwicklung bedeutender Handelsverhältnisse lange hintangehalten. Zufolge des Verbots und des geringen Geldverkehrs wurden hohe Zinsen bezahlt; als der Geldverkehr stieg, nahm Geldwert und Zinsfuß zugleich ab, dieser betrug im dreizehnten Jahrhundert noch gewöhnlich zehn Prozent, im folgenden nur noch die Hälfte. In Italien haben sich im späteren Mittelalter auch die Formen der Geldwirtschaft entwickelt, die in Ausdrücken wie Giro, Kontokorrent, Lombard sich heute noch italienischer Ausdrücke bedient; von besonderer Bedeutung war die „Bank" zu Sankt Georg in Genua. Überall ist auch hier das Städtewesen das treibende Element.

Unterhaltung und Belustigung.

Wenn man die Schilderung liest, die Tacitus (Germ. 15) von den Germanen im Friedenszustand entwirft, so bekommt man den Eindruck von ihnen, den man von der Humanistenzeit an mit dem Namen „Bärenhäuter" bezeichnet: die Leute tun im Frieden gar nichts, gehen nicht einmal viel auf die Jagd, sondern bringen ihre Zeit mit Essen und Trinken zu. Wenn man näher zusieht, so gewahrt man, daß diese Schilderung zu der Darstellung jener Gefolgshäuptlinge gehört, die aus Kriegs- und Beutezügen ein Geschäft machen. Hier mag sie insofern stimmen, als die Mußezeit solcher Herren nicht durch die Befriedigung tieferer und feinerer Geistesbedürfnisse ausgefüllt gewesen sein kann. Dazu fehlte es vor allem an der unentbehrlichen Grundlage höherer Geistesbildung, der Schrift. Es gibt eine für Inschriften auf Stein und Gerät gebrauchte, bei allen germanischen Völkern vorkommende Schrift, die sogenannten Runen, die mit dem allen europäischen Schriften zu Grunde liegenden phönizisch-griechisch-lateinischen Schriftsystem zusammenhangen und gewiß zu Tacitus' Zeit schon im Gebrauch waren, wenn auch ihre Entstehung hier nicht genauer verfolgt werden soll. Aus jener Schrift stammt das Wort „Buch" für das Buchenholz, in das sie geschnitten wird, „Buchstabe" für den „Stab", d. h. Strich, der in das Buchenholz geschnitten wird, und das dem Englischen und Skandinavischen gebliebene wrîtan, „ritzen", für unser dem Latein entlehntes „schreiben". Aber jene Schrift war doch nur Besitz Einzelner und nicht literarisch gebraucht. Auch als um das neunte Jahrhundert eine Poesie in deutscher Sprache entstand, hatte nur die Geistlichkeit teil daran; ebenso, als dieselbe nach längerer Pause im elften sich wieder mächtiger erhob. Wie im zwölften die ritterliche Poesie Frankreichs in Deutschland bekannt wird, sind es zunächst noch zwei Geistliche, welche Ritterepen ins Deutsche übertragen. Diese

Ritterdichtung beschäftigte sich freilich so sehr mit den Idealen des damals führenden Standes, daß nach der Mitte des Jahrhunderts auch Adlige und Ritter zu dichten begannen und gegen dessen Ende die führenden Dichter dem Ritterstand angehörten, bis allmählich mit der Bedeutung dieses Standes auch die Ritterpoesie darnieder ging und neben den Geistlichen die Bürgerlichen zu Pflegern der Literatur wurden.

Der gemeine Mann hatte zu jeder Zeit so viel Arbeit, daß ihm nicht viel weder für feinere noch für gröbere Belustigungen übrig geblieben sein wird. Auch erzählen uns die Beobachter über ihn nicht leicht etwas. Dagegen spielen die Vergnügungen des Vornehmen in den Erzählungen des Mittelalters eine sehr große Rolle; jene Zeit ist so ehrlich und unblasiert, ihre Vergnügungssucht offen einzugestehen und ein Leben in Herrlichkeit und Freude nicht zu tadeln, sondern zu rühmen.

Wenn Tacitus meint, die Germanen verwenden nicht viel Zeit auf die Jagd, so ist das deutlich gegen Cäsar gerichtet, der (Bell. gall. 6, 21) sie als eine Hauptbeschäftigung unsers Volkes nennt. In der Tat ist das Jagdvergnügen nicht nur überall und immer ein Sport der Vornehmen gewesen, sondern auch in unserer Vorzeit. Riesen und Götter huldigen ihr in der skandinavischen Sage, die Ritter des mittelhochdeutschen Epos ziehen auf die Jagd, und auch zu allegorischen Darstellungen muß sie herhalten. In ältester Zeit wird es sich hauptsächlich um die Vernichtung schädlicher Tiere, um die Gewinnung von Fleisch und Pelz gehandelt haben. Ein besonderes Jagdrecht und ausgebildete Jagdgewohnheiten haben da gewiß noch nicht bestanden. In dem Walde zu jagen war dem Gemeinde- oder Markgenossen gestattet. Es haben sich aber mit der Zeit strengere Gewohnheiten ausgebildet. Auch in Skandinavien, wo das Jagdrecht sehr liberal war, bestand im Mittelalter, sogar für den nichts weniger als nützlichen Elch, Schonzeit und Hegung. Wie der Wald zum großen Teil von den Fürsten für sich in Anspruch genommen wurde, so auch die Jagd. Neben den fürstlichen Jagdgebieten bestanden noch da und dort die Gebiete der freien Birsch, aber die Tendenz, diese einzuschränken, dauerte in die moderne Zeit hinein fort. Es wird auch wohl nach Wildgattungen unterschieden, indem der Hirsch dem Fürsten, niederes Weidwerk dem Adel, das ganz niedere jedem zusteht. Das war nach Zeit und Ort mannigfach verschieden.

Wie man noch jetzt zwischen dem gewöhnlichen Birschgang und einer eigentlichen Jagd unterscheidet, so auch im Mittelalter. Nicht zur Jagd gehören Fallen und Gruben zum Fangen für das Wild. Vielmehr wird das Weidwerk mit der Waffe ausgeübt. Bogen und Pfeil, der leichte Wurfspieß, nach dem französischen javelot „Gabilot" genannt, seltener wie es scheint die Armbrust, dienen zum Erlegen aus der Ferne; Hauptwaffe aber ist der Spieß (die Saufeder) für die Erlegung des gestellten Wilds. Außerdem ist unentbehrlich der Jagdhund; von ihm unterscheidet schon das bairische Recht des achten Jahrhunderts mehrere Gattungen mit verschiedenen Preisen. Gegenstand der Dichtung ist der Bracke in Wolframs von Eschenbach Titurel.

Man unterscheidet, wie noch jetzt, zwischen Haarwild und Federwild, „Tierweide" und „Vogelweide"; die Namen, deren zweiter ja literarische Berühmtheit erlangt hat, gehen nebst „Weidmann", „Weidwerk" darauf zurück, daß das Wild nicht nur gejagt, sondern auch gehegt und im Winter gefüttert wurde. Das Haarwild wird schon alt in Rotwild und Schwarzwild eingeteilt, wobei die niedere Jagd nicht berücksichtigt wird. Die jetzt ausgestorbenen Raubtiere gehören im Mittelalter schon nicht mehr zum eigentlichen Jagdvergnügen.

Eine Jagd zählt zu den gern gepflegten und berichteten Vergnügungen der Ritterzeit. Sie wird mit Umsicht voraus veranstaltet; eine Menge von Gerätschaften müssen mitgenommen werden, für die Jagd selbst, für die Jägermahlzeiten, öfters auch für das Übernachten. Man zieht dann zu Pferde, unter dem Kommando des Jägermeisters, aus, in einem eigenen Jagdgewand, dessen grüne Farbe schon gelegentlich erwähnt wird, mit guter Jagdwehre und mit dem unentbehrlichen Jägerhorn. Damen können dabei sein, aber meist nur als Zuschauerinnen.

Sehr formlos, gewiß entsprechend älterer Art, geht es bei der verhängnisvollen Jagd im Nibelungenliede (Strophe 859 ff.) zu, an der man nur die sagenhaften Züge übernatürlicher Kraft und Gewandtheit wegzudenken hat. Es wird, wie es scheint, ohne bestimmten Plan gejagt, was einem unter die Hände kommt. Die erlegten Tiere werden auf Wagen geladen und heimgeführt. Dann ladet ein Horn zum Jagdimbiß. Dagegen zeigt sich die neue, französische Rittersitte bei der Jagd im Tristan Gottfrieds von Straßburg (2757 ff.). Hier wird nur der Hirsch gejagt; er wird von der Meute gehetzt, zum Stehen gebracht und erhält vom Jäger

den Genickfang. Sodann wird er vom Jagdherrn selbst zerlegt. Die Eingeweide bekommen die Hunde. Dann trägt man unter den Klängen eines Horns die edle Beute auf die Burg, die einzelnen Stücke des Tiers, voran das Haupt, auf Ruten tragend. Dieses Jagdzeremoniell hat man noch im letzten Jahre in einem französischen Roman beschrieben finden können, der im neunzehnten Jahrhundert spielt. Der Hirsch ist neben der Sau das einzige einer herrschaftlichen Jagd würdige Wild geblieben.

Die Jagd auf Vögel wäre mit den kurztragenden Geschossen alter Zeit wenig ergiebig gewesen, hätte man nicht die Falken gehabt, mit denen man Kraniche, Reiher, Schwäne, Trappen, Fasanen, wilde Hühner, Enten, Gänse u. a. jagte. Die Alten kennen die Falkenjagd bei den Thrakern. Im fünften Jahrhundert ist sie in Frankreich schon stehende Übung; woher sie stammt, ist unbekannt. An ihr konnten vor allem auch die Damen teilnehmen. Ihnen wird der schöne, gewandte Vogel gerne zum Bilde des geliebten Mannes; so erscheint er an mehreren Stellen mittelalterlicher Dichtung. Aber auch bedeutende Männer haben die Falknerei ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt; Friedrich II. und Albertus Magnus haben Bücher darüber geschrieben. Auch nach der Erfindung des Pulvers hielt sich diese Übung, in Europa bis ins achtzehnte Jahrhundert, bei den Arabern, welche sie schon im frühen Mittelalter getrieben und vervollkommnet haben, bei Persern, Türken und Mongolen bis in die neueste Zeit. Mehrere Feuerwaffen: Falkonett, Muskete, Terzerol u. a., sind nach Falkenarten benannt worden. Zwischen dem Werte der verschiedenen Arten von Falken und andern zur Jagd verwandten Raubvögeln war kein unerheblicher Unterschied. Die Erziehung der Vögel war nicht ganz einfach. Sie mußten an die Gefangenschaft gewöhnt und zugleich scharf erhalten werden. Auf der Jagd wurde der Falke vom Reiter oder der Reiterin mit Riemen um die Beine und einer Kappe über den Kopf auf der behandschuhten Hand getragen, dann, wenn das Wild in Sicht war, befreit und in die Luft geworfen. Um sein Wild zu jagen, brauchte er nur seinem Naturtrieb zu folgen; dann wurde er mit Lockspeise gelockt und wieder festgemacht. Man versteht den Reiz dieser Jagd sehr wohl und begreift es, wenn der Falke nicht nur ein beliebtes Ornament des alten Kunstgewerbes abgegeben, sondern wenn man auch, wie sonst Pferd und Hund, in einem skandinavischen Grab einen Falken mit seinem Herrn beigesetzt gefunden hat.

Außer der Jagd kennt das Mittelalter noch andere Leibesübungen, die zur Unterhaltung, aber auch zur Bewahrung kriegerischer Rüstigkeit betrieben werden. Wenn im Nibelungenliede Brünhild mit ihren Werbern den Ger schießt, einen Stein wirft und Weitsprung übt, so sind das alte Wettübungen, die zur bloßen Unterhaltung auch noch in der ritterlichen Gesellschaft vorkommen. Aber die eigentlichen Ritterübungen des Mittelalters sind solche zu Pferd mit Schwert und Stoßlanze.

Das Pferd, im Heidentum auch dem Gottesdienst geweiht, ist im Krieg und Frieden der alten Zeit gleich wichtig; auch das weibliche Geschlecht macht Reisen, soweit es dazu kommt, vorwiegend zu Pferde, in einem ähnlichen Seitensitz wie noch jetzt. Von Haus aus waren die germanischen Pferde klein und unansehnlich; „sie werden auch nicht gelehrt," sagt Tacitus (Germ. 6), „verschiedenartige Wendungen nach unserer Art zu machen; man läßt sie geradeaus oder in der einen Schwenkung nach rechts laufen," nach rechts, weil man so den Feind auf der rechten, bewehrten Seite hat. Später wurde die Rasse durch Züchtung verbessert. Schon Vegetius gegen Ende des vierten Jahrhunderts rühmt die thüringischen Pferde. Die Übungen der Ritterzeit sind ohne große Pferde nicht zu denken. Gute Pferde erzielten mitunter Preise, die denen unserer Zeit nahe kommen; auch Namen haben sie geführt.

Das Reitzeug ist mit der Zeit immer mehr dem jetzigen ähnlich geworden. Cäsar berichtet noch (Bell. gall. 4, 2), die Germanen verwerfen den Gebrauch irgendeiner Sitzunterlage. In der fränkischen Zeit hat man Sättel gehabt; im Mittelalter sind sie auffallend tief, oft mit stuhlartigen Lehnen und nicht selten künstlerisch geziert, mit Elfenbein inkrustiert u. dergl. Auf den Sattel legte man dann zum weicheren Sitz auch noch Decken oder Kissen. Trensen sind aus merowingischer Zeit gefunden und gleichen ganz den jetzt üblichen. In der Ritterzeit ist die Kandare, oft mit sehr langem Hebelarm, üblich. Dagegen sind beide Zügel nebeneinander nie zu finden; da die linke Hand außer den Zügeln den Schild zu halten hatte, so versteht man das leicht. Der Steigbügel wird in merowingischer Zeit gefunden; die Ritterspiele späterer Zeit fordern ihn ebenso wie die weiten Reisen von Kaufleuten und Bewaffneten; so ist der „Stegreif" zu sprüchwörtlicher Geltung gelangt. Das übrige Riemenzeug ist dasselbe wie jetzt; prächtig ornamentierte Metallplatten für die Riemenkreuzungen

usw. finden sich in merowingischen Gräbern. Hufeisen sind in jener Zeit noch nicht nachzuweisen, in dem Walther-Epos des zehnten Jahrhunderts werden sie genannt; dagegen hat schon die ältere Zeit für besondere Fälle den mit Stollen versehenen, umgebundenen Pferdeschuh gekannt. Der Sporn ist allgemein üblich; in Gräbern merowingischer Zeit hat man öfters nur einen Sporn gefunden und zwar am linken Fuße, was zu der angeführten Angabe über die Schwenkung nach rechts gut stimmt; in der Ritterzeit hat man stets zwei Sporen. Der Sporn hat wie jetzt die Form eines Bügels, der mit Riemen oder Bändern um den Fuß befestigt wird; hinten hat er eine einfache Spitze wie bei den alten Römern, das Rädchen läßt sich vom zwölften Jahrhundert an nachweisen. Wenn Prunk entfaltet wird, bekommt das Pferd eine Decke (covertiure) mit denselben Farben und Wappenbildern wie der Waffenrock des Reiters. Außerdem ist es, wenigstens für den Ernst, mit einem Panzer aus Ringen, später aus Platten versehen.

Wenn die Ritterepen des Mittelalters sich zum guten Teil aus Abenteuern zusammensetzen, die der einzelne Ritter besteht, indem er in der Welt herumzieht und möglichst viele Gegner im Einzelkampf überwindet, so ist das idealistische Ausmalung. Aber die äußere Form, in der solche Kämpfe bestanden werden, ist der Wirklichkeit entnommen. Das Turnier, alt der Turnei, kam mit dem ganzen Apparate der Ritterschaft aus Frankreich; in Deutschland ist ein solches zuerst 1127 in Würzburg gehalten worden. Ein Turnier konnte von jedem ausgeschrieben werden, dessen Einladung man gerne folgte. Für die aktiven Teilnehmer war Ritterbürtigkeit Voraussetzung; außerdem kamen ihre Gefolgsleute, Fahrende, wie sie sich bei allen Festen einfanden u. dergl. Man hat dann drei verschiedene Waffenübungen zu unterscheiden, die im ausgebildeten Turnier zusammengehören.

Der „Buhurt“ hat französischen Namen, geht aber doch vielleicht auf ältere einheimische Reiterübungen zurück. Es ist ein Reitergefecht in Gruppen, ohne Rüstung und mit ungefährlichen Waffen; in den Nibelungen erscheint er noch als die Hauptsache. Dem Ritterideal am meisten entspricht aber die Tjoste, später das Stechen genannt, in den Ritterepen immer geschildert und von dem Erneurer des Rittertums, Maximilian I., mit Liebe gepflegt. Sie besteht in dem Kampf zwischen zweien, die zu Pferd mit eingelegter Lanze aufeinander losrennen. Das eigentliche Turnier endlich ist der Schluß und die Hauptsache der ganzen

Veranstaltung. Es kann als eine Art Kavalleriemanöver bezeichnet werden und ist nicht immer, aber doch oft zugleich als Fest gedacht, mit Tribünen, zuschauenden Damen u. dergl. Die Gesamtmasse der Ritter wird in zwei gleichwertige Teile geteilt, die unter den dazu bestimmten Kommandierenden gegeneinander kämpfen. Mit der Lanze, dann mit dem stumpf geschliffenen oder durch einen Stock ersetzten Schwerte wird gefochten, erst zu Pferd, dann zu Fuß. Wenn im Lauf eines oder mehrerer Tage der Sieg entschieden ist, so wird das durch das Schiedsgericht ausgerufen.

Wenn solche Übungen nicht ohne Gefahr für Leib und Leben waren, so kennen wir auch andere Unterhaltungen und festliche Veranstaltungen harmloser Natur. Über die eigentlichen Volksbelustigungen älterer Zeit erfährt man nicht viel. Genauer bekannt und oft geschildert sind dagegen die Hoffeste der Ritterzeit. Zu diesen Festen wird durch Boten eingeladen. Im Unterschied von den heutigen finden sie stets im Sommer, etwa an Pfingsten, zur Sonnenwende, statt. Wenn die Gebäulichkeiten nicht ausreichen, so werden Hütten und Zelte, Tische und Bänke auf einem Wiesenplan aufgeschlagen. Glänzende Kirchgänge und glänzende Mahlzeiten verstehen sich von selbst. Der Hauptteil der Zeit aber wird durch Lustbarkeiten und ritterliche Übungen ausgefüllt. Die Ritterzeit hält sehr auf Galanterie und feine Sitte; wir haben eigene Anweisungen dazu aus den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts. Neben der höfischen Konversation wurde gesungen, Blumenkränze wurden geflochten, Gesellschaftsspiele gemacht, wie wir das jetzt in bürgerlichen und ländlichen Kreisen finden, in denen sich manches von früherer Hofsitte erhalten hat.

Wichtig und beliebt ist, wie heute, der Tanz. Es sind hier zwei Hauptgattungen zu unterscheiden. Der langsame, „getretene" „Tanz", zu dem die Geige aufspielt, ist die Unterhaltung der vornehmen Gesellschaft und wird unsern Kontertänzen oder Polonäsen ähnlich gewesen seien. Dagegen wird der lebhaftere „Reie" „gesprungen"; er ist Volksbelustigung, zu denken ähnlich unsern Rundtänzen und den ländlichen Tanzarten; Namen und einzelne Züge davon sind uns besonders durch Neidhart von Reuental, den Dorflyriker, aufbewahrt. Wenn es hier etwas

wild zugehen konnte, so hat die Geistlichkeit auch den Tanz der vornehmen Gesellschaft als Lockung des Teufels verpönt.

Zu verschiedenen Tanzarten wurde gesungen, auch in der vornehmen Gesellschaft. Eine Art von Tanz beschreibt schon Tacitus, den Schwertertanz (Germ. 24): „Eine Art von Schaustellung ist bei allen geselligen Vereinigungen dieselbe. Junge Leute, denen das Vergnügen macht, tummeln sich unbekleidet zwischen Schwertern und Lanzenspitzen umher. Die Übung hat Kunstfertigkeit, die Kunstfertigkeit Anmut entwickelt. Doch wird diese verwegene Lust nur um den Beifall der Zuschauer, nicht um Lohn geübt." Schwertertänze in bestimmten Figuren, begleitet durch den Vortrag bestimmter Lieder, haben sich als Volksbelustigung bis in die Gegenwart herein erhalten; ritterliches Vergnügen sind sie offenbar nicht gewesen.

Im Mittelalter ist auch gerne des Ballspiels gedacht, das für sich oder mit dem Tanz verbunden von Hohen und Niedrigen getrieben wurde. Die genannte Verbindung zeigt sich in Wörtern wie „Ball" oder italienisch ballare „tanzen", ballata „Ballade", eigentlich „Tanzlied". Auch in den Städten, an Universitäten usf. entstanden noch nach dem Mittelalter eigene „Ballhäuser". Dagegen ist das Kugelspiel immer eine mehr volkstümliche Unterhaltung gewesen.

Zu solchen Belustigungen freier Leute kamen aus dem gallisch-römischen Frankenreiche die mannigfachen Vorführungen der berufsmäßigen Histrionen männlichen und weiblichen Geschlechts, die lateinisch als mimi, scurrae, joculatores (jongleurs, woher noch im Schwäbischen „Schuckler" für einen herumziehenden Händler o. dergl.), deutsch Spielleute, Fahrende genannt werden. Sie machten um Geld, Kleider, Essen und Herberge alle möglichen Arten von Unterhaltung; sie waren Puppenspieler, Tierbändiger, Taschenspieler, Gymnasten, Seiltänzer, Kunstreiter, aber auch Musiker und Poeten; wie denn auf dem Höhepunkte der mittelhochdeutschen Poesie ein Walther von der Vogelweide um Lohn gedichtet und gesungen hat und vor wie nach ihm manche epische und Spruchgedichte von Fahrenden herrühren. Als gewanderte und gewandte Leute hat man die Fahrenden auch zu Sendungen benutzt, und ein geistreicher Kenner hat sie die Journalisten des Mittelalters genannt. Gewiß hat man nun zwischen einem Walther, der mit Fürsten verkehrte, und einem Bärenführer sozial unterschieden. Aber als gesamter Stand waren die Fahrenden

verachtet, „Ungenossen", des Rechtsschutzes beraubt, wenn ihnen auch der Fluch fremder Rasse und Religion nicht anhaftete wie den Zigeunern, die in Rumänien im dreizehnten, in Deutschland im vierzehnten Jahrhundert erschienen sind. Die Kirche verbot die Schaustellungen der Fahrenden oder untersagte wenigstens den Geistlichen, solchen anzuwohnen.

Ein unentbehrliches Element aller festlichen Unterhaltung war die Musik, deren Pflege in christlicher Zeit auch durch das Bedürfnis der Kirche gefordert wurde. Mochte der Gesang der Deutschen, der in uralter und noch späterer Zeit mit der Harfe begleitet wurde — im mittelalterlichen Minnesang ist zumeist die Geige an ihre Stelle getreten — den Römer an das Geschrei krächzender Vögel oder an das Geräusch des Wagens auf einem Knüppeldamm erinnern: gesungen hat man gern und viel. Schon die Alten wissen von deutschen Liedern, die beim Marsch ins Gefecht gesungen werden, von solchen auf die Urahnherrn des Volks und von solchen auf den Befreier Arminius. Auch das frühe Mittelalter ist voll von Notizen über Lieder zu den verschiedensten Gelegenheiten; leider ist von diesem Reichtum blutwenig auf uns gekommen. In der Zeit der Ritterpoesie treten die populären Lieder ganz ins Dunkel zurück. Aber auch die höfische Lyrik der Minnesänger ist musikalisch vorgetragen worden, nur daß wir leider die alten Melodien nicht kennen; und das strophische Volksepos ist zwar zum Lesen bestimmt, geht aber auf ältere gesungene Lieder zurück. Im späteren Mittelalter tritt dann der Volksgesang in lyrischen und balladenhaften Gedichten massenhaft hervor, vom fünfzehnten Jahrhundert an auch in der Form des vierstimmigen Gesanges. Alles technisch-musikalische muß hier beiseite bleiben; die mittelalterliche Musik würde unsern Ohren auch nicht minder fremdartig klingen, als die altgriechische.

Von Blasinstrumenten erscheint die Trompete schon in Funden der Bronzezeit. Das gewöhnliche Instrument, das auch zur Ausrüstung des Ritters gehört, ist das Horn, eigentlich ein Ochsenhorn, dann in derselben Form aus Metall oder aus Elfenbein, wie Rolands Olifant, gebildet. Daneben kennt das Mittelalter und gewiß schon die alte Zeit Pfeifen und Flöten (Schwegel, woher der Familienname Schwegler), ferner Trommeln, Pauken, Tamburine, Zimbeln. Von Saiteninstrumenten ist die Harfe, viel kleiner als die jetzige, das älteste. Dann kommen Geigen oder Fiedeln verschiedener Art, mit dem Bogen gestrichen und in der Form

von den heutigen oft nur wenig verschieden. Auch symphonische Instrumente kennt das Mittelalter, so den Dudelsack und die Drehorgel. Die Kirchenorgel, später auch tragbar („Positiv"), ist in Deutschland seit dem achten Jahrhundert nachzuweisen. Natürlich wurden die meisten dieser Instrumente von Berufsmusikern gespielt; Große unterhielten mitunter stehende Kapellen. Als die vornehmeren haben jederzeit die Streichinstrumente gegolten.

Endlich noch die Spiele im engeren Sinn: Gewinn- und Verlustspiele, nicht in körperlicher Bewegung bestehend und zwischen zwei oder wenig mehr Personen gespielt.

Die Spielwut, die bei allen Völkern, nur immer wieder in veränderter Form, hervorbricht, ist auch unserem von Anfang an nicht fremd. „Das Würfelspiel pflegen sie merkwürdigerweise nüchtern als ernsthafte Tätigkeit, mit solchem Leichtsinn in Beziehung auf Gewinn oder Verlust, daß sie, wenn alles verspielt ist, Freiheit und Leben auf einen letzten Wurf setzen. Der Verlierende geht freiwillig in die Knechtschaft; mag er noch so sehr der jüngere, der stärkere sein, er läßt sich fesseln und verkaufen. So hartnäckig sind sie in einer verkehrten Sache; sie nennen's Wort halten. Knechte, die so gewonnen sind, gibt man auf dem Handelswege weiter, um sich selbst die Schamröte über den Gewinn zu ersparen." Dieses Bild bei Tacitus (Germ. 24) erinnert nur zu sehr an die Schilderung des Königs Nala im altindischen Mahabharata. Gesetze gegen die Spielwut sind nicht ausgeblieben, namentlich gegen das Würfelspiel als das bequemste und gefährlichste, später auch gegen die Karten. Den Priestern war solches verboten; mit wie wenig Erfolg, sieht man daraus, daß der Bischof von Cambray 972 ein geistliches Würfelspiel erfand — das Nützliche zum Angenehmen! Die Würfel hatten die alte kubische Form mit den Zahlen 1 bis 6. Neben sie traten die Spielkarten, in China erfunden, durch die Araber nach Spanien und Italien gekommen, erst in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in Europa verbreitet; ihr Hauptmarkt war die Reichsstadt Ulm.

Harmloser waren die Brett- oder Zabelspiele (Zabel aus lateinisch tabula, „Brett", schon in früher Zeit entlehnt). Wir kennen das Damenspiel und das Trictrac (Wurfzabel) aus dem

Mittelalter und es haben sich Bretter und Steine, zum Teil künstlerisch und aus kostbarem Material verfertigt, erhalten. Das vornehmste Spiel war aber das Schach. Es kam gegen 1000 nach Europa; aber erst nach dem Beginn der Kreuzzüge, also etwa hundert Jahre später, findet man es häufiger. Die Namen der Figuren wurden aus dem Persischen und Indischen übertragen und dabei mehrfach umgedeutet. Die Schachbretter waren ziemlich groß; es haben sich Figuren von der Größe einer Kindsfaust erhalten. Das Schach beherrschte die vornehme Gesellschaft; den Mönchen war es zu Zeiten verboten, den Ordensrittern aber erlaubt. Seine bedeutende Geltung kann daraus ermessen werden, daß das Wort „matt“ aus ihm in die allgemeine Sprache übergegangen ist. Ein Dominikaner Jakobus de Cessolis aus Oberitalien hat gegen 1300 eine Anzahl von Predigten gehalten; an die einzelnen Figuren des Schachspiels: König, Königin, Priester (Läufer), Ritter, Bürger (Burg = Roche, Turm) und Bauer sind da moralisch-theologische Betrachtungen angeknüpft. Auf Verlangen gab er die Predigten in Form einer Abhandlung lateinisch heraus, und nach dieser wurden im vierzehnten Jahrhundert von verschiedenen Leuten deutsche Gedichte verfaßt.

Götterglaube und Götterdienst. Zeitrechnung.

Es soll hier nur von der heidnischen Religion unserer Vorfahren die Rede sein; christliche Institutionen gehören nicht her. Über die Frage, ob sich in gewissen Figuren, Einrichtungen, abergläubischen Vorstellungen christlicher und neuester Zeit Reste alten Heidentums erhalten haben, hat man sehr verschieden geurteilt. Früher wurde sie in weitem Umfange bejaht; die Bevorzugung gewisser Tage sollte auf heidnische Kulte zurückgehen, Michaelskirchen an Stelle alter Wodanstempel stehen, in Heiligen, Helden, in Teufeln, Hexen u. dergl. sich alte germanische Götter verbergen. Man hat einsehen gelernt, daß das viel zu weit ging; wohl in keinem einzigen Falle ist der bestimmte Beweis für jene an sich nicht unmögliche Behauptung geführt worden; bei manchen christlichen Benennungen und Vorstellungen kann man bestimmt sagen, von welchem Punkte innerhalb des Christentums sie ausgegangen sind — und dieser Punkt ist bei einzelnen von ihnen gar nicht auf germanischem Boden gelegen; auch ist zu beobachten, daß der Trieb, der religiöse Vorstellungen und Institutionen schafft, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten ganz dieselben Erzeugnisse liefern kann.

Man hat sich früher das germanische Heidentum viel bedeutender und reicher vorgestellt, als es vermutlich war. Das hing vor allem zusammen mit dem Irrtum, auf den die ausgezeichnete „Deutsche Mythologie" von Jakob Grimm (1835) aufgebaut war: daß deutsche und skandinavische Mythologie in allem wesentlichen dasselbe seien. In Skandinavien stellen die beiden „Edden" nebst anderen literarischen Werken eine reich entwickelte Götterwelt und Göttergeschichte dar. Die Götter und Göttinnen gruppieren sich um die Person Odins, des „Allvaters", sie haben ihre Vorgeschichte und ihr Endschicksal. Aus der alten

Welt der Urriesen hervorgegangen, haben die Götter ein Leben seliger Unschuld gelebt, bis das Böse in ihren Kreis eingedrungen ist. Seither geht es mit ihnen einer Katastrophe zu; sie werden sich in einem furchtbaren Kampfe mit den Riesenmächten zu messen haben, in dem alle zu Grunde gehen werden; dann aber wird aus der Asche der alten Götter- und Menschenwelt wieder eine neue entstehen, in der das Böse und die Bösen nicht mehr sein werden. Hatten die Germanen eine so erhabene Vorstellungsweise aus sich selbst entwickelt, so war es nicht zu verwundern, wenn dieses und jenes von ihr sich ins Christentum hinüber rettete. Aber jene Vorstellungen sind nur skandinavisch und stammen in ihrer systematischen Ausbildung aus der spätesten Zeit nordischen Heidentums, wo dieses Gegenstand dichterischer Pflege und durch christliche, auch antike Vorstellungen nicht mehr unberührt war. Diese Dinge auf die altgermanische Zeit und auf Deutschland zu übertragen, hat man lediglich kein Recht. Manches davon, besonders einzelne Götternamen, ist schon altgermanisch, aber gerade das Wichtigste, der große Zusammenhang, ist auf germanischem Boden ebenso wenig uralt wie bei andern heidnischen Religionen, etwa der griechischen.

Was uns von germanischem Heidentum überliefert ist, ist nicht eben viel. Die alten Autoren von Cäsar an, die Lebensbeschreibungen der Bekehrer, nationale Geschichtschreiber, gesetzliche Verordnungen gegen heidnische Sitten, kirchliche Abschwörungsformeln; dazu die beiden in einer Merseburger Handschrift des neunten Jahrhunderts gefundenen Zaubersprüche, von denen der zweite mehrere heidnische Götternamen enthält: das sind unsere literarischen Quellen auf deutschem Boden. Dazu kommt eine Anzahl von Inschriften auf Steinen und auf Gerätschaften, und endlich, wovon nachher mehr die Rede sein soll, die Namen des dritten bis sechsten Wochentages. Die Quellen für skandinavische Religion können hier ungenannt bleiben.

Die einfachsten Elemente aller Religionen, die sich überall wieder finden, finden sich auch bei uns. Ganz deutlich ausgeprägt sind die „animistischen" Vorstellungen von der Seele des Menschen als einem vom Körper trennbaren Wesen, das ihn im Schlaf und andern Zuständen der „Geistesabwesenheit" zeitweilig, im Tode für immer verläßt. Die Seele kann in fremde Körper übergehen, auch in sie gebannt werden; der Seele eines Toten wird, um sie milder zu stimmen, ein Kultus dargebracht,

der vor allem in der Verabreichung von Speise und Trank besteht; auch Totenorakel kennt das germanische Heidentum. Die Seelen können aber auch von den Körpern getrennt in der Luft umherziehen, als einzelne Gespenster oder, besonders nach der Wintersonnenwende, als gefürchtete Totenheere, wildes Heer, wilde Jagd. Die Vorstellungen von Koboldeu, Zwergen, Elben (die Form „Elf" nebst der sich an sie knüpfenden speziellen Idee des liebenswürdig-zierlichen stammt aus England) sind auf der einen Seite mit den Seelenwesen der einzelnen Menschen in Zusammenhang gebracht, auf der andern aber bilden diese über- oder untermenschlichen Wesen unter sich eigene Reiche. Ähnliche Wesen eigener Art, nur ebenso sehr und mehr über menschliche Größe hinausragend als jene zumeist unter sie herabsinkend, sind die verschiedenen Arten von Riesen. Andere Dämonen sind an bestimmte Naturobjekte gebunden, wie Wald-, Baum-, Wassergeister u. dergl.

Die Mythologie verschiedener Völker stellt Riesen an den Anfang der Weltentwicklung; aus ihnen sind die Götter hervorgegangen, von diesen die Menschen erschaffen. So in Griechenland, so in Skandinavien. In Deutschland ist nichts Ausdrückliches berichtet; wenn aber bei Tacitus (Germ. 2) der Vater der drei Söhne, nach denen die drei Hauptteile der Germanen benannt sind, „Mann" heißt, der Großvater „Tuisto", so wird letztgenannter Name am besten „Zwitter" übersetzt und daran erinnert, daß ähnlich durch ungeschlechtliche Fortpflanzung die skandinavischen Riesen aus dem Leibe des Urriesen Ymir, die indischen Kasten aus verschiedenen Körperteilen des Brahma entstanden sind. Es gehören übrigens solche Schöpfungslehren nur der mythologischen Theorie an; ein den Riesen dargebrachter Kult ist nicht bekannt.

Es kann hier die Frage nicht beantwortet werden, ob die Idee eines Gottes (oder mehrerer Götter) als höchstes Produkt aus solchen Vorstellungen von allgemeiner Beseeltheit der Natur hervorgegangen oder ob sie eigenen Ursprungs ist. Für die Germanen brauchen wir diese Frage nicht aufzuwerfen. Denn, wenn auch die allermeisten Namens- und Sachgleichungen, die die frühere Forschung zwischen indischer, griechischer und germanischer Mythologie gezogen hatte, aufgegeben sind, so ist doch sicher, daß die Indogermanen einen gemeinsamen Namen für göttliche Wesen gehabt haben: indisch dêwa, lateinisch dîvus, nordisch tîve. Es sind uns nun in Deutschland und Skandinavien zahlreiche Namen

von Göttern und Göttinnen überliefert; aber, wenn wir die bloß in Skandinavien bekannten beiseite lassen, so können wir mit den meisten deutschen nicht viel anfangen. Sicher ist, daß hier, wie anderswo, zahlreiche Lokalkulte und Lokalnamen bestanden haben. Dagegen haben wir bestimmte Anzeichen für die weitere Verbreitung gewisser einzelner Namen.

Die babylonische Woche von sieben Tagen, deren wir uns noch jetzt bedienen, entnimmt die Namen der einzelnen Tage denen der sieben Planeten der alten Astronomie, in der Reihenfolge: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn, um die römischen Benennungen zu nehmen. Diese Tagnamen wurden in heidnischer Zeit durch die syrischen Händler in Rom und von da aus schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auch in Deutschland bekannt. Indem man sie nun ins Deutsche übersetzte, geschah das zwar nicht allenthalben gleichermaßen, aber in folgenden Punkten übereinstimmend. Sonne und Mond, für die bei uns ein Kult nicht deutlich nachzuweisen ist, wurden belassen; für den Saturn scheint man keinen allgemein bekannten deutschen Namen gefunden zu haben: er heißt nordwestdeutsch und englisch Saturnstag (Saterdag, Saturday), mittel- und norddeutsch Sonnabend, Tag vor dem Sonntag, süddeutsch und rheinisch Samstag, d. h. Sabbattag. Aber für die dazwischen liegenden Tage wählte man die Namen deutscher Götter, deren Kult weit verbreitet war; nicht zufällig finden alle sich in historischen Angaben und auch in Skandinavien wieder.

Der Tag des Mars heißt alemannisch Zistag, englisch Tuesday, altnordisch Týsdagr, was auf einen germanischen Gottesnamen Tiwas führt, der in Skandinavien als Týr sich erhalten hat. Mit ihm werden die deutschen Namen Irmin, Ermin, woher die Erminonen, und Saxnot, „Schwertgenosse", sächsisch und angelsächsisch, gleichgesetzt. Wenn die alten Schriftsteller bei Germanen von Mars reden, so ist vermutlich er gemeint. Das bairische Gebiet nennt den dritten Wochentag Er(ch)tag, worin etwa, bei diesem griechischem Einfluß näher gelegenen Volke, Ares stecken könnte. Den Dienstag der meisten deutschen Gegenden kann man jetzt aus dem Mars Thingsus erklären, dem friesische Soldaten in Nordengland Votivsteine gesetzt haben; er ist der Gott des Dings, der Volksversammlung, die weite Verbreitung des Dienstags könnte mit der Ausbreitung der aus den Niederlanden stammenden fränkischen Macht zusammenhangen.

Der Merkurstag ist nordwestdeutsch, englisch und skandinavisch nach Wodan, oberdeutsch Wuotan, skandinavisch Odin benannt. Dieser Gott ist überall bekannt und unter dem römischen Namen bei alten Autoren öfters genannt. Für sein großes Ansehen zeugt schon Tacitus (Germ. 9), nach welchem ihm Menschenopfer gebracht wurden, die freilich anderswo auch für andere Götter erwähnt sind. Sein deutscher Name erscheint an manchen Stellen, er ist im alemannisch-schwäbischen Wuotesheer für das Totenheer noch erhalten. In Skandinavien ist er in die Mitte der gesamten Götterwelt gestellt. Die erhaltenen Votivsteine und die Berichte der Chronisten zeigen aber, daß das mehr in der Mythologie der norwegischen Hofdichter der Fall war. Der eigentliche „Landgott" war in Skandinavien Thor, deutsch „Donner", mit dessen gemeingermanischem Namen der Tag des Jupiter wiedergegeben ist — mit Ausnahme Baierns, wo er Pfinztag, wohl nach griechischem *πέμπτη ἡμέρα* „fünfter Tag", heißt. Endlich ist der Tag der Venus durch den allen Germanen gemeinsamen Namen der Göttin Fria, skandinavisch Frigg, wiedergegeben, die auch deutschen Denkmälern bekannt ist.

Diese und mehrere untergeordnete Götter bilden im skandinavischen System der Mythologie die regierende Familie der Asen (germanisch ans, altindisch âsu „Geist", bei den Goten für die göttlich verehrten Vorfahren gebraucht). Neben ihr steht im Norden die andere Götterfamilie der Vanen: Njordr und seine Kinder Freyr und Freyja; es wird von einem Krieg und Friedensschluß zwischen beiden Dynastien erzählt. Njordr ist derselbe Name mit dem der Göttin Nerthus, welche nach Tacitus (Germ. 40) auf einer Insel im Meere von verschiedenen Völkerschaften zusammen verehrt wurde; Freyr, was nichts als „Herr" bedeutet, wurde in Upsala als einer der Hauptgötter verehrt. Der Nerthusdienst war, wie das Wiederkehren einzelner Namen in England beweisen kann, den Ingävonen, also den nördlichsten Deutschen, mit skandinavischen Völkern gemein — oder ist er zu diesen letzteren erst später gekommen.

Andere Götternamen mögen hier unberücksichtigt bleiben.

Die Kultuseinrichtungen germanischer Völker sind nicht immer und überall dieselben gewesen. Bei denen des Festlands werden

[illegible] und Späteren heilige Haine, d. h. eingehegte Wälder [illegible]ungen, angegeben. An den Bäumen hingen Bilder [illegible] u. ä., die in den Krieg mitgenommen wurden, Weih[illegible] Köpfe von Opfertieren und geschlachteten Feinden. [illegible] Innern des Kreises stand ein Altar oder auch mehrere, [illegible] Kessel für das Opferfleisch und für das Blut der Ge[illegible] Man hört auch von einzelnen heiligen Bäumen, wie [illegible] der Eiche, die Bonifatius niederschlagen ließ, oder von der [illegible]törten Irminsul, „Weltsäule", der Sachsen. Als besonders namentlich erwähnt Tacitus (Germ. 39) den Hain der Semnonen („Feßler") etwa in der Spreegegend, den kein Zuschauer anders als gefesselt betreten durfte; fiel einer von ungefähr hin, so durfte er nicht wieder aufstehen, sondern mußte hinausgewälzt werden. Tempelgebäude zieht Tacitus (Germ. 9) ausdrücklich in Abrede; in Skandinavien, vielleicht auch da und dort bei uns, gab es solche. Ebenso und im Zusammenhang damit sagt er, die Germanen haben keine Götterbilder in Menschengestalt; in Upsala fanden sich später solche, und Symbole, Tierfiguren u. dergl. gewiß allenthalben.

Soweit unsere Nachrichten über die mit dem Gottesdienst betrauten Personen reichen, finden wir zwar Nachrichten von weissagenden Frauen; aber der eigentliche Kult scheint überall, auch für die Verehrung weiblicher Gottheiten, in den Händen von Männern gewesen zu sein. Einen eigentlichen Priesterstand und eine Priesterlehre, wie bei den gallischen Druiden, gab es nicht. Verschieden ist das Verhältnis von weltlicher Gewalt und Priestertum. Tacitus redet an mehreren Stellen von Priestern als denen, welchen nicht nur der Kult der Götter, sondern auch die Wahrung der Ordnung in der Volksversammlung und die Disziplinarjustiz im Krieg anvertraut ist; er unterscheidet sie deutlich von Königen und andern Obrigkeiten. Bei den Burgundern war der König absetzbar, der Oberpriester nicht. Dagegen scheint in Skandinavien weltliches und priesterliches Amt zusammengefallen zu sein; der Hausvorstand ist Priester für das Haus, der Gemeindevorstand für die Gemeinde usw. bis zum König hinauf.

Über das Gebet wissen wir nichts näheres. Das Opfer ist eine gemeinsame Mahlzeit, bei der das Fleisch besonders von Haustieren: Pferden, Rindern, Schweinen und andern gekocht und genossen wird, während der Gott bestimmte Stücke bekommt. Menschen sind zwar nur in gewissen besondern Fällen geopfert

worden: gefangene Feinde etwa, in Skandinavien konnte aber auch der eigene König zur Buße für großes Nationalunglück geschlachtet werden; dagegen hat diese Sitte des Menschenopfers überall bis zur Einführung des Christentums bestanden, vom Kannibalismus aber, dem Essen von Menschenfleisch, sind nur noch schwache Spuren wahrzunehmen. Opferbackwerk kann man nur aus gewissen Andeutungen erschließen. Hingegen sind gottesdienstliche Trinkgelage ebenso wie Opfermahlzeiten bestimmt bezeugt, wie denn die Herstellung und der Genuß eines berauschenden Getränkes zu den ältesten Bestandteilen des Kultus und Mythus gehört und die Herkunft dieses Getränkes bei Indern, Griechen und Skandinaviern in wesentlich übereinstimmender Weise erzählt wird. Als der heilige Columbanus in der Nähe des Bodensees missionierte, fand er eine Schar Schwaben um ein großes Faß mit Bier gelagert, das sie ihrem Gotte Wodan zubringen wollten. Das Feuer für den Gottesdienst mußte auf besondere Weise gewonnen werden. Die schon lange vor dem Christentum bei vielen Völkern übliche Weihung des neugeborenen Kindes durch Wasser ist auch den Germanen bekannt gewesen. Über die Verrichtung bei der Bestattung der Toten wissen wir nichts, nur daß die üblichen Grabbeigaben ein Zeugnis für stark entwickelten Totenkult sind.

Los und Vorzeichen wurden von den Germanen sehr gepflegt. Von Totenorakeln war schon die Rede. Anderes erwähnt Tacitus (Germ. 10). Man hebt drei Stäbchen vom Holz eines Fruchtbaumes auf und urteilt nach den in sie geritzten Zeichen, ob man etwas unternehmen soll oder nicht; daß unter diesen Zeichen Runen zu verstehen seien, ist möglich, aber, da es sich nur um Ja oder Nein handelt, nicht notwendig. Außerdem werden Flug und Stimmen der Vögel befragt. Eigentümlich, übrigens nach Herodot auch den alten Persern bekannt, ist die in sehr hohem Ansehen stehende Befragung heiliger Pferde von schneeweißer Farbe, welche auf öffentliche Kosten in den Tempelhainen unterhalten wurden und durch Wiehern oder Schnauben Orakel erteilten. Bei schweren Kriegen ließ man einen der Eigenen mit einem Gefangenen vom Feinde kämpfen, um das Kriegsglück zu erforschen.

Gesänge und mimische Akte, wie Tänze, Umzüge mit Bildern oder Symbolen von Göttern sind öfters genannt. Dagegen ist über heidnische Feste nur in Skandinavien etwas mehr überliefert,

wozu auch die große neunjährige Festperiode in Upsala gehört. In Deutschland ist alles, was man über Jahreszeitenfeste weiß, erst aus christlicher Zeit bekannt; daß Sonnwendfeuer u. ä. Gebräuche vorchristlich seien, ist möglich, aber niemals zu beweisen.

Der Widerstand, den heidnische Religionen fremden Einflüssen gegenüber zu leisten vermögen, ist, wie die Geschichte des antiken Heidentums zeigt, wenig bedeutend. Nur mit dem persischen Mithrasdienst als der römischen Soldatenreligion hat das Christentum heftigere Kämpfe zu bestehen gehabt. Die germanischen Kulte mögen Grenzeinflüsse gallischer und römischer da und dort erfahren haben; von der starken antik-christlichen Beeinflussung des spätskandinavischen Heidentums ist schon die Rede gewesen. So sind wir auch über die Einführung des Christentums bei germanischen Völkerschaften nicht sehr genau unterrichtet. Nicht lange nach der Erhebung des Christentums zur römischen Staatsreligion sind die Mösogoten Christen geworden, denen ihr Bischof Wulfila schon in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts die Bibel übersetzt hat. Es folgen rasch Ostgoten, Vandalen, Burgunder; die Franken unter Chlodwig um 500, dann die Angelsachsen und die dem fränkischen Reich unterworfenen Völker; die Langobarden waren schon zuvor Christen. Die letzten Deutschen, die Heiden waren, sind die Sachsen, die sich 785 bei Todesstrafe taufen lassen mußten. In Skandinavien war lange ein sehr unklares und durchaus friedliches Nebeneinander von Christen und Heiden, bis in die einzelnen Familien hinein; es kam auch vor, daß derselbe Mann den alten Gott Thor und den neuen Christus anrief, jeden für seine besondern Angelegenheiten. Um das Ende des ersten Jahrtausends nahmen auch die skandinavischen Reiche das Christentum an; aber noch lange waren Christen dort, vor allem auf Island, bemüht, die heidnische Literatur ihrer Vorfahren auf die Nachwelt zu bringen.

Vor der Kalenderreform Gregors XIII., der die abendländische Christenheit jetzt insgesamt folgt, die sich aber nur alle Jahrhunderte einmal bemerklich macht, herrschte allgemein das Sonnenjahr von 365 Tagen, zu denen seit Julius Cäsars Neuerung alle vier Jahre ein Schalttag hinzukam. Die Einteilung in Monate samt deren Tagesanzahl hat das Mittelalter unver-

ändert aus dem Altertum übernommen. An Stelle der lateinischen Monatnamen finden sich im früheren und späteren Mittelalter mancherlei deutsche überliefert; solche auf einen vorrömischen deutschen Kalender zurückzuführen, ist jedoch so wenig geglückt, daß sogar der einfachste, verbreitetste und langlebigste dieser deutschen Namen, der des Hornungs, nach der allerwahrscheinlichsten Erklärung bereits die Verkürzung des Monats um zwei bis drei Tage zum Ausdruck bringt; denn Hornung bedeutet in germanischen Sprachen den unehelichen, also rechtlich minderwertigen Sohn. Wir erfahren, daß Karl der Große amtliche deutsche Bennungen für die Monate habe schaffen lassen; außer dem Hornung, der auch darunter ist, haben sich nur wenige und mehr lokal gehalten. Die Zähigkeit der römischen Namen zeigt sich auch darin, daß der Name August in der Form Augst die Bedeutung der Ernte bekommen hat.

Daß die Namen der einzelnen Wochentage schon in heidnischer Zeit bei uns bekannt geworden sind, ist oben bemerkt worden. Da die Geldhändler des römischen Weltreiches großenteils Juden oder andere Syrer waren, die die orientalische Woche und die strenge Sabbatheiligung hatten, so findet sich schon in altrömischen Kalendern neben der offiziellen Rechnung nach Nundinen (8 Tagen) die nach Wochen verzeichnet. Ähnlich mag es bei uns gewesen sein. Aber offiziell eingeführt wurde die Woche erst mit dem Christentum durch Konstantin den Großen, und ebenso in allen den Ländern, die das Christentum annahmen. Wenn daher im alten Island eine Zeitlang eine eigene Jahresrechnung bestand, bei der das Jahr 364 Tage hatte und in bestimmtem Cyklus alle fünf bis sechs Jahre eine ganze Schaltwoche zugesetzt wurde, so kann das unmöglich ein Rest einer vorchristlichen germanischen Zeitrechnung sein. Denn die Periode von 364 Tagen ist astronomisch ohne jeden Sinn, sie hat einen solchen nur, insofern 364 Tage genau 52 Wochen sind. Jene Jahresrechnung ist also erst aus dem julianischen — und zwar christlichen — Kalender entstanden, ein sehr geschickter Versuch, für das verkehrsarme Island das Finden des Ostertermins zu vereinfachen, indem auf diese Weise das Jahr stets mit dem Sonntag begann und statt 35 Osterterminen nur noch fünf möglich waren.

Was für ein Jahr die Germanen vor dem römischen gehabt und wie sie es eingeteilt haben, ist völlig im Dunkel. „Monat“

ist ein germanisches Wort, das, anders als im Griechischen und Lateinischen, von dem Namen des Mondes abgeleitet ist. Aber wie lang ein solcher Monat war, ob und wie die 354 Tage, die sich aus zwölf Mondumläufen ergeben, mit den 365 des Sonnenjahrs ausgeglichen waren, dafür fehlt jede Spur; ebenso dafür, ob an Stelle der Woche von sieben Tagen eine ältere bestanden hat und von welcher Länge; auch „Woche" ist germanisch, besagt aber nichts anderes als Reihe, Periode, nichts von einer bestimmten Zahl. Von alten Festnamen sind nur Jul und Ostern in den christlichen Festkalender gekommen. Das erstere hat wohl nie etwas anderes als das christliche Weihnachtsfest bezeichnet, ist aber als Wort unbekannter Herkunft. Ostern hat schon der alte Angelsachse Beda auf eine germanische Göttin zurückgeführt, die sich nirgends weiter hat finden lassen; vorsichtiger ist die Ansicht, die das Wort, wie das hebräische Pesach (Passah), als Bezeichnung der Zeit versteht, wo die Sonne über dem Ostpunkt des Horizonts aufgeht; denn die Namen der vier Himmelsgegenden sind altgermanisch, nicht entlehnt.

Kriegswesen und Bewaffnung.

Die Römer wissen viel von dem kriegerischen Sinn der Germanen zu berichten. Freilich ist das auch diejenige Seite in unserem Volksleben, die sie am gründlichsten kennen lernen konnten, von dem „kimbrischen Schrecken" an bis zu der Zeit, da germanische Führer in den römischen Dingen eine Hauptrolle spielten. Früher hatten die Gallier den Südländern einen nicht geringen Schrecken eingejagt; aber schon zu Cäsars Zeit wissen sie nur noch, daß sie früher einmal den Germanen überlegen waren, während sie jetzt nicht einmal ihren Blick im Gefecht aushalten können. Die meisten Kriege haben germanische Völker in alter Zeit untereinander ausgefochten. Auch in fremde Kriegsdienste traten hervorragende Leute mit ihrem Gefolge gerne ein. Schon in Cäsars Heer waren Germanen, noch mehr in den römischen Heeren späterer Zeiten.

In germanischer Zeit hatte die Volksversammlung die Entscheidung über Krieg und Frieden. Mit der Entwicklung der königlichen Zentralgewalt im Frankenreiche wurde das zur Formalität und fiel schließlich ganz weg. Heerbann und Heereszucht gehörten in der ältesten Zeit einem durch Erhebung auf den Schild dazu gewählten Mann, den die Alten dux nennen, deutsch „Herzog", d. h. Heerführer. Jeder waffenfähig erklärte Freie ist wehrpflichtig. Der Geschlechterverband muß zu Tacitus' Zeit noch wesentlichen Anteil an der Ordnung des Heeres gehabt haben. Im übrigen vermögen wir nicht zu erkennen, wie in so alter Zeit die Aushebung und Einteilung des Heeres geordnet war. Von den Sueben will Cäsar (Bell. gall. 4, 1) wissen: „Sie sollen hundert Gaue haben, aus deren jedem jährlich tausend Bewaffnete zum Krieg über die Grenze geschickt werden. Die zu Hause Verbliebenen ernähren sich und jene. Hinwiederum stehen das Jahr darauf diese in Waffen und die ersten bleiben daheim." Beson-

dere Zusammenhänge innerhalb des Heeres bildeten sich durch das Gefolgschaftswesen, über das Cäsar (Bell. gall. 6, 23) und Tacitus (Germ. 13ff.) übereinstimmend berichten. Männer, die durch Geburt oder Ansehen hervorragen — Cäsar und Tacitus nennen sie principes, „Fürsten“ —, scharen ein Gefolge waffentüchtiger junger Leute um sich. Mit ihnen ziehen sie außerhalb des eigenen Landes auf Beute aus, lassen sich auswärts anwerben oder nehmen in den Kriegen des eigenen Volkes führende Stellungen ein. Im Kriege bilden Gefolgsherr und Gefolgsleute eine durch die Pflicht gegenseitiger Unterstützung verbundene Genossenschaft; auch im Frieden sind die Herren angesehene Leute, um die fremde Mächte sich bemühen. Dieses Gefolgschaftswesen, auf freier, aber durch Gelübde bindender Gemeinschaft beruhend, tritt im alten Epos, besonders im angelsächsischen Beowulf, als wichtigstes soziales Moment deutlich hervor, während im mittelalterlichen Volksepos das Lehenswesen an seine Stelle tritt. Man kann auch herbeiziehen, was Tacitus (Germ. 31) von den Chatten berichtet. Dort tragen hervorragend kriegerische Leute einen Eisenring als Zeichen der Knechtschaft, bis sie sich durch den Todschlag eines Feindes gelöst haben. Aber viele behalten das bis zum Alter bei; sie eröffnen jedes Gefecht und kämpfen in erster Linie; im Frieden kennen sie keine Sorge für Haus und Hof, sondern lassen sich bei den Leuten herum füttern. Eine ähnliche Elite besonders kriegslustiger Leute scheinen die skandinavischen Berserker gewesen zu sein, denen von Haus aus nichts Mythisches anhaftet, wie man es früher dahinter gesucht hat.

Auf solche und ähnliche Weise kann man sich vorstellen, wie sich in alter Zeit eine Art von Offiziers- und Unteroffiziersstand gebildet haben mag. Obwohl von Strategie und Taktik in jenen Zeiten nicht viel zu sagen ist. Die meisten Kriege waren, auch noch im Mittelalter, kurzwährende Feldzüge, von nicht bedeutender Teilnehmerzahl. Es sind wieder die Chatten, von denen Tacitus sagt, daß sie sich ein größeres Maß von Kriegsordnung zu eigen gemacht haben.

Vorschriften über Heerespflicht und Bewaffnung des Einzelnen finden wir im Frankenreiche. Karl der Große gewährte Ärmeren manche Erleichterung, z. B. daß mehrere zusammen nur einen Mann zu stellen brauchten. Die Kirche war persönlich, nicht dinglich, vom Kriegsdienst befreit; die streitbaren Kleriker des Mittelalters sind freiwillige Ausnahmen — höhere Kirchenwürden waren

ja besonders mit Adligen besetzt. Während aber in alter Zeit die Volksangehörigkeit Grundlage des Heereswesens war, so trat in der späteren fränkischen Zeit die Vassalität an ihre Stelle. Jeder Träger eines Ritterlehens schuldet seinem Herrn die Heerfolge; der alte Heerbann sinkt zu einer Art von Landsturm herab und verschwindet ganz. Neben den Lehenstruppen erscheinen auch Soldtruppen. Troß und Abenteurer haben die mittelalterlichen Heere oft stark angeschwellt und die Disziplin erschwert. Die Dauer der jeweiligen Folgepflicht scheint in Deutschland nicht fixiert gewesen zu sein; in Frankreich werden vierzig Tage genannt.

Mit dem Übergang vom Volksheer zum Ritterheer ist der von der Infanterie zur Kavallerie verbunden. Das germanische Heer war in der Hauptsache Fußtruppe. Bei einzelnen Völkerschaften der nordwestdeutschen Ebenen spielte die Reiterei eine größere Rolle, und Cäsar hat sich gelegentlich mit germanischen Reitern versehen. Von der Zeit an, da die Germanen sich mit den Byzantinern und ihrer ausgebildeten Kavallerie zu messen gehabt hatten, trat solche auch bei ihnen immer mehr hervor und damit eine andere Bewaffnung. Im Jahre 553 hatten die Franken noch mit Spieß und Axt gekämpft; das ein Jahrhundert spätere, unter Karl d. Gr. umgearbeitete ripuarische Gesetz kennt nur noch Schwert, Schild und Spieß. In der Ritterzeit sind neben den Rittern selbst auch Reiter niederer Klasse vorhanden; der einzelne Ritter hat zwei berittene Gefolgsleute neben sich. Ritterheere sind es gewesen, die im eigentlichen Mittelalter die Schlachten geschlagen haben; erst die Schweizerkriege haben ihren Ruhm begraben. Immer mehr kommen dann die Soldtruppen zu Fuß auf, erst die Schweizer, dann die durch Maximilian I. ihnen gegenübergestellten Landsknechte, die Franz I. und sein Schweizerheer bei Pavia geschlagen haben. Für die Bewaffnung mußte früher jeder selbst aufkommen. Ebenso gab es keine Uniformierung; erst durch die Schweizerknechte ist eine solche aufgekommen. Wie sich Freund und Feind erkannt haben mögen, ist daher schwer zu sagen; Schlachtrufe, auch etwa Feldbinden o. dergl. mögen nachgeholfen haben.

In germanischer und späterer Zeit wird das Aufgebot zum Krieg durch Feuerzeichen, durch Blasen der Hörner, durch Herumschicken eines Pfeils oder Holzes, in christlicher durch Sturmläuten angesagt. Los, Orakel, Menschenopfer entscheiden dem heidnischen Deutschen über den Ausgang; heilige Bilder und Symbole werden den Heiligtümern entnommen und ins Feld ge-

führt. Ein Lager für die Nacht zu schlagen ist allgemein üblich, Zelte sind wohlbekannt und öfters abgebildet. Von alter Zeit her dienen die mitgeführten Wagen und Karren als Wagenburg, auf der in germanischer Zeit Weiber und Kinder untergebracht werden.

Vor dem Gefecht fand in germanischer Zeit wohl noch eine Unterredung der gegnerischen Führer statt, wie zwischen Cäsar und Ariovist, Arminius und Flavius. Ein Zweikampf zwischen einem auserwählten Krieger aus dem eigenen und einem Gefangenen aus dem feindlichen Heere konnte als Orakel für den Ausgang des Treffens gelten. Tag und Ort des Gefechts mit dem Gegner zu vereinbaren ist germanische Sitte, im Mittelalter nicht mehr üblich.

Die Schlachtordnung der Germanen hieß von ihrer Keilform der „Schweinskopf". Bei größeren Heeren werden drei Keile nebeneinander gebildet, deren mittlerer größer ist als jeder der zwei äußern. So führt auch eine Abteilung germanischer Soldaten inschriftlich den Namen „Keil", lat. cuneus. Eine eigentümliche germanische Einrichtung, welche Cäsar sich gelegentlich angeeignet hat, war die, die Reiter mit Fußtruppen gemischt kämpfen zu lassen. „Es waren," sagt Cäsar (Bell. gall. 1, 48), „sechstausend Reiter, ebensoviel besonders rasche und starke Fußgänger, welche von jenen Mann für Mann zu ihrer Sicherung aus der Gesamtheit erlesen worden waren. Mit diesen zusammen operierten sie im Gefecht; zu ihnen zogen die Reiter sich zurück; sie eilten herbei, wo es hart ging; war einer schwerverwundet vom Pferd gefallen, so traten sie um ihn herum. Wenn es galt, weiter vorzurücken oder rasch zu weichen, so war ihre Raschheit durch Übung so groß, daß sie, sich an den Mähnen der Pferde festhaltend, Schritt mit ihnen halten konnten." Die Reiter selbst waren aber auch, wie in späteren Jahrhunderten die Dragoner, im Absitzen und Fußkampf geübt (Bell. gall. 4, 2. 12).

Das Gefecht wurde, wie in der heroischen Schilderung Virgils, durch den Speerwurf des Führers in den Feind hinein eröffnet. Im Gefecht und vor ihm wurde möglichst viel Lärm mit Hörnern und Lärminstrumenten gemacht. Eine langlebige altgermanische Sitte war der Schlachtgesang vor und bei Eröffnung des Gefechts. Wie ihn die Alten erwähnen, so berichtet noch der anglonormannische Dichter Robert Wace, daß Taillefer 1066 bei Hastings das Rolandslied singend dem Normannenheer vorangeritten sei; oder es singt der König ein heiliges Lied, die andern

als Refrain das Kyrie eleison, wie's in dem Ludwigslied für das Jahr 881 berichtet wird.

Feldzeichen hat man wohl von Anfang an gehabt, die aus den Heiligtümern geholt wurden. Auf der Trajanssäule und noch auf einer Wirkerei des elften Jahrhunderts findet sich eine auf einer Stange getragene Drachenfigur, die durch die Luftbewegung aufgeblasen wird. In der Ritterzeit hat man Fahnen, wie die unsrigen, meistens aus Seide; sie werden von ausgezeichneten Rittern getragen und mit Mannschaft umgeben, erst vor dem Gefecht an die Stange geheftet, sonst in einer Tasche geführt. Seit 1038 bekannt ist der italienische carroccio, deutsch „Standart", ein mit Ochsen bespannter Wagen, auf dem eine Fahne, mitunter auch eine Signalglocke, an einem hohen Maste angebracht war.

Von der Teilnahme der germanischen Frauen am Krieg ist schon früher die Rede gewesen.

In heidnischer Zeit hat man die Feinde den Göttern geopfert, die Häupter erschlagener Feinde an den Sattelknopf gehängt oder auf Spieße gesteckt. Später wurde auf dem Schlachtfelde eine Trophäe errichtet, ein Gotteshaus erbaut o. dergl. Der geschlagene Feind wurde selten verfolgt, meist begnügte man sich mit der Behauptung der Wahlstatt. Die Verteilung der Beute muß noch um 500 nach Beschluß des Volksheeres geschehen sein; später ist sie Sache des obersten Kriegsherren.

Die **Bewaffnung** alter Zeit ist uns durch Funde, später auch durch Abbildungen recht wohl bekannt. Wie die Germanen in der Geschichte auftraten, werden sie schon im Besitz eiserner Waffen gewesen sein. Daß aber die in Norddeutschland und Skandinavien gefundenen Bronzewaffen gewiß auch schon von Germanen geführt worden sind, wurde oben gesagt. Noch weit später hebt die Sage berühmte Waffen, zumal Schwerter, hervor, indem sie ihnen Namen gibt und einen fabelhaften Ursprung zuschreibt. Im Mittelalter sind die Saracenen als Waffenschmiede besonders berühmt; französische Schriftsteller rühmen die deutschen, in erster Linie die bairischen Waffenschmiede.

Unter den reinen Fernwaffen ist die **Schleuder**, aus der Steine oder Bleikugeln geworfen werden, durch das ganze Mittelalter im Gebrauch, bald in der noch unsern Knaben geläufigen

Form, bald an einem Stock befestigt. Ebenso sind Bogen und Pfeile bis zur Erfindung des Pulvers gebraucht worden. Wir haben aus der merowingischen Zeit schön erhaltene Bogen, von Pfeilen massenhaft Spitzen, von solchen aus Feuerstein bis zu den eisernen. Der Bogen ist gegen zwei Meter lang. Er wird besonders aus dem Holze der Eibe gefertigt. Dieser bei uns selten gewordene Baum war früher sehr verbreitet; wie im Englischen yew, im Altnordischen ŷr den Bogen bezeichnen, so im Deutschen Eibe (althochdeutsch îwa) den Bogen oder die Armbrust; Namen wie Eibenschütz haben sich erhalten. Die Ungarn hatten Hornbogen; danach ist in den Nibelungen ein Fürst in Etzels Gefolge Hornboge genannt. Der Pfeil war 2 Fuß bis 1 Meter lang, befiedert; die Spitze hat verschiedene, breitere und schmalere Form, mit oder ohne Widerhaken, auch dreikantige, stilettartige Spitzen kommen neben den gewöhnlichen zweikantigen vor; auf dem Schaft ist die Spitze mit einem Angel befestigt oder der Schaft in eine Tülle eingelassen. Die Armbrust (arcubalista, der stärkere Bogen mit Schaft) ist schon alten Schriftstellern bekannt und nichts als eine Verkleinerung der alten Balliste oder Katapulte für den Handgebrauch. Sie ward aber erst im zwölften Jahrhundert von Bedeutung, und diese steigt im selben Maß, wie die Panzerung stärker wird. Die älteren, leichteren Armbrüste wurden durch einen Haken gespannt, wobei der Fuß des Spannenden in einen Bügel an der Spitze treten konnte. Später wird der Geisfuß, ein Hebelinstrument mit Doppelhaken, bei ganz starken Waffen eine Winde gebraucht. Die Armbrust schießt nicht Pfeile, sondern kürzere Bolzen mit einem gezackten Krönlein an der Spitze; solche derbere Geschosse allein kamen gegen die Plattenpanzerung auf.

Andere Waffen dienen als Fern- und Nahwaffen. So ist der Spieß in alter Zeit beides. Er ist zugleich die Hauptwaffe jedes einzelnen Manns. Bei der Wehrhaftmachung werden dem jungen Manne Schild und Spieß überreicht. In die Volksversammlung kommt man mit dem Spieß bewehrt. Auch der fränkische König führte ihn als Zeichen der Würde, bis die byzantinischen Thronkleinodien auch dorthin kamen. Tacitus überliefert uns einen germanischen Namen für die Waffe, framea, zu fram „vorwärts"; der Name ist früh außer Gebrauch gekommen und von Späteren gedankenlos gebraucht, er soll einen Spieß mit kurzem und schmalem, aber sehr scharfem Eisen bezeichnet haben, der zum Nah- und Fernkampf tauglich war. Wie sich davon der

„Ger“ unterscheidet, ist unbekannt; das Wort ist auch gallisch, gaesum, also vielleicht von dort entlehnt. Bei Tacitus ist öfters von langen Spießen der Germanen die Rede; es soll aber vorgekommen sein, daß nur die erste Reihe eigentliche Spieße hatte, die folgenden vorn angesengte Stangen. Von der Ritterzeit an verschwindet der Ger, der im Nibelungenlied noch als Wurfspieß des Vornehmen genannt wird, aus der Bewaffnung des Ritters und es bleibt nur die lange Stoßlanze im Gebrauch, „das Speer“. Sie wird allmählich bis zu fünf Metern verlängert, in der Infanterie von zwei Mann zusammen geführt, besonders aber vom Ritter zur Tjoste benutzt. Das Holz der Spieße ist meist Eschenholz, wie schon bei Homer; das Eisen verschieden lang (bis zu vierzig Zentimetern) und verschieden geformt, doch immer ohne Widerhaken, gewiß um es rasch zurückziehen zu können; auf dem Schaft ist es durch eine Tülle oder durch zwei lange Schaftlappen befestigt. In der fränkischen Zeit kommt auch eine andere Art von Spieß vor, fränkisch Ango, d. h. Stachel, genannt. Diese nicht häufige Art ist eine Nachbildung des römischen pilum: sehr langes (bis zu 1,24 Meter) und dünnes Eisen, vierkantige Spitze mit zwei Widerhaken, was zeigt, daß die Waffe wie das Pilum Wurfwaffe war.

Axt und Hammer, auch in einem Stück verbunden, ist eine Hauptwaffe der Vorzeit; schon die Steinbeile sind gewiß auch im Krieg benutzt worden, wie noch später manche Holzaxt mit ins Feld gewandert sein wird. Die Franken führten eine besondere Art von Äxten, francisca „die fränkische“ genannt, die auf den Feind geworfen wurde. Im Mittelalter kommen für das Fußvolk die an langen Stangen befindlichen Verbindungen von Äxten, Hämmern und Spießen auf, die wir Hellebarde nennen: richtiger wohl Helmbarte „Stielaxt“. Ritter führen seit dem vierzehnten Jahrhundert den nur für die Nähe bestimmten Streithammer.

An diesen lassen sich die Keulen und verwandte Werkzeuge anreihen. Schon bei den Alten werden solche, cateja oder teutona genannt, als Wurfwaffen geschildert. Auf römischen Reliefbildern haben Germanen nicht selten Keulen in der Hand. Im Mittelalter hat man den eisernen Kolben zum Zuschlagen, als Ritterwaffe der späteren Zeit und schon früher in der Hand von streitbaren Klerikern, weil diese kein Blut vergießen durften; ist er von Holz und sein Kopf mit Nägeln beschlagen, so heißt er Nagelkolben; die ironische Benennung „Morgenstern“ gehört erst dem sechzehnten

Jahrhundert an. Der Kriegsflegel besteht aus einem Stock, an dessen Spitze eine schwere Kugel hängt.

Endlich Messer und Schwert. Das eigentliche Schwert ist in germanischer Zeit noch selten; einzelnen östlichen Völkern sind kurze Schwerter zugeschrieben, auf der Trajanssäule tragen mehrere Germanen solche über die Schulter gehängt. In merowingischer Zeit tritt das Schwert in eine bedeutendere Stellung und ist neben dem Speer Ritterwaffe. Man muß einschneidiges Messer und zweischneidiges Schwert unterscheiden. Das erstere heißt deutsch „Sachs" und erscheint in den Funden fränkischer Zeit in sehr verschiedener Größe, von einer Länge von 22 Zentimetern bis zu gegen achtzig; die größte Gattung führt in alten Quellen den Namen scramasaxus, „Schrammenmesser". Das zweischneidige Schwert kommt in der Bronzezeit und in den Hallstätter Funden noch mit symmetrisch geschweifter, weidenblattförmiger Klinge vor, von der La-Tène-Zeit an nur mit gerader Schneide. Die Römer unterscheiden das Langschwert von ihrem kurzen, mehr dolchartigen gladius. In Funden der merowingischen Zeit ist es noch verhältnismäßig selten. Die Länge geht bis zu einem Meter. Im Mittelalter ist in Frankreich der schmale, spitze Stoßdegen gewöhnlich geworden, in Deutschland aber blieb das breite Hiebschwert als Ritterwaffe allgemein, für das Fußvolk konnte es so große Dimensionen annehmen wie bei dem Landsknechtschwerte, das mit zwei Händen geführt werden mußte. Eine Parierstange hat das merowingische Schwert noch nicht; später wird sie immer länger und auch gerne nach vorn gebogen. Daneben hatte man für das Handgemenge auch Dolche. Die Scheide war von Holz, mit Leder überzogen, mit metallenem Beschläg und Ortband; oft kostbar ausgeführt wie auch das Wehrgehänge, das im übrigen einfachere Form hatte als das jetzige. Der Ritter trug das Schwert an dem um die Weichen geschnallten Rittergürtel, cingulum militare; der reisende Kaufmann durfte sein Schwert nicht so tragen.

Von Schutzwaffen ist der Schild die einzige, die von alters her jeder Einzelne führte und führen mußte. Ihn im Gefechte zu lassen war die höchste Schmach; ein so geschändeter durfte weder dem Gottesdienst noch der Volksversammlung mehr anwohnen, und viele, die lebend aus dem Felde gekommen waren, haben ihr

Leben am Stricke geendigt (Tac. Germ. 6). In fränkischer Zeit wurde das Heer nach Schilden gezählt.

In Dänemark hat man aus der jüngeren Bronzezeit prächtige Bronzeschilde gefunden, die aber doch wohl nur zur Paraderüstung Vornehmer gehörten. Der gemeine Germane hatte ein Holzbrett, meist aus Lindenholz, so daß der Schild alt geradezu „Linde" heißen kann wie der Spieß „Esche", auch etwa wohl ein Weidengeflecht (Tac. Ann. 2, 14). Dazu kam dann ein Überzug von Leder und, wo's reichte, eisernes Beschläg, das schon in merowingischer Zeit gerne mit anderem Metall kostbar tauschiert ist. Die Gesamtheit dieses Beschlägs heißt im Mittelalter Schildgespänge. In der Mitte, wo die Hand den Schild faßt, ist ein Loch, über das innen eine Greifstange, außen aber die halbkugelartige eiserne „Buckel" hergeht, die, dem römischen umbo nachgebildet, die Hiebe auffängt und auch zum Stoßen gegen den Feind dienen kann. Um den Rand geht ebenfalls ein Eisenbeschläge. Allmählich bedeckt sich die ganze Außenseite mit Metall, so daß die Buckel wegfallen und wohl auch der ganze Schild aus Eisen gemacht sein kann. Von Haus aus sind die Schilde sehr groß; ihre Form hat oft gewechselt, je nach Mode und Bedürfnis. Je stärker die Panzerung des Mannes wurde, um so überflüssiger und lästiger der Schild, der etwa vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts an ganz klein wurde, noch verkleinert durch den Ausschnitt, der auf der rechten Seite dem Durchstecken des Speeres diente, bis gegen 1400 der Schild des Ritters bei uns als Teil der Rüstung Ausnahme geworden ist. Der Schild wird bemalt. Es sind aus unserem Altertum Schildfarben angegeben, die bestimmten Völkerschaften eigen gewesen seien: weiß bei den Kimbern (auch im alten Hildebrandslied), bei Skandinaviern und Sachsen rot, bei den Friesen braun, bei den Franken im fünften Jahrhundert weiß mit gelber Buckel. Das sind aber keineswegs Landesfarben. Solche kennt das Mittelalter noch nicht. In der Ritterzeit bildet sich das Wappen als Zubehör des einzelnen (ritterlichen oder höheren) Geschlechts und seiner Gefolgschaft aus. Es wird auf dem Schild („Wappen" = Waffen) und an anderen Teilen der Gewandung getragen und besteht bald aus Tierbildern (Löwen, Adlern u. dgl.) bald aus mathematischen Figuren; „redende Wappen", deren Bild den Namen des Trägers wiedergibt, kennt erst das spätere Mittelalter. Die Farben („Tinkturen") des Wappens sind anfangs wechselnd, später fest geworden.

Von den Rittern gingen dann Wappen und Farben auch an Territorien, nach deren Landesherren, und an Städte über.

Der **Panzer** war in germanischer Zeit sehr selten, wohl immer ein fremdes Beutestück. Die Germanen auf der Trajanssäule haben nur Hosen und Schuhe an, auch von den vornehmeren keiner einen Panzer. Genau ebenso werden uns die Franken noch vierhundert Jahre später geschildert. Im salfränkischen Gesetz wird der Panzer nicht erwähnt; in merowingischen Gräbern sind Reste davon, wie der neuerdings gefundene Kettenpanzer von Gammertingen, eine große Ausnahme. Karl der Große hat den Besitz eines Panzers nur den Eigentümern von zwölf Huben Landes vorgeschrieben. Einzelne müssen wohl immer einen gehabt haben, denn der älteste deutsche Name „Brünne", an dessen Stelle um 1200 die Bezeichnung „Halsberge" tritt, ist auch angelsächsisch und skandinavisch. Der mittelalterliche Panzer ist zunächst aus Eisenringen gefertigt, die entweder auf ein Wams genäht oder kunstvoller zu eigenen Eisenhemden ineinander gehängt und vernietet wurden. Erst kurz, reicht dieses Hemd später zum Knie. Es wird dann zunächst auf der Brust durch Eisenplatten verstärkt. Solche Platten bedecken dann allmählich den ganzen Rumpf, mit Ausnahme der Gelenke, die nur durch das Kettengeflecht geschützt sind, bis man gegen 1400 gelernt hat, auch die Gelenke durch feste und doch leicht bewegliche Blechplatten zu schützen. Welche Kunstwerke dieser Art das ausgehende Mittelalter hervorgebracht hat, zeigt jedes Kabinett; die eiserne Hand Gottfrieds von Berlichingen, nicht die einzige ihrer Zeit, beweist, daß die Schmiedekunst um 1500 es verstand, eine mechanische Hand zu schaffen, die das Schwert zu führen imstande war. Die Bedeckung des Halses hängt erst mit dem Helm, dann mit dem Panzer zusammen, der daher den Namen Halsberge übernimmt. Ähnlich werden die Beine durch Schienen, dann durch Eisenhosen, zuletzt durch Platten geschützt. Auch das Ritterpferd erhält seine Panzerung, zuerst aus Eisenringen, dann auch aus Platten.

Helme sind in germanischer Zeit sehr selten, wenn auch der Name wieder gemeingermanisch ist. Die Franken des sechsten Jahrhunderts trugen zumeist noch keine. Damals kommen in Funden gelegentlich Helme von reicher Ausstattung mit edlem Metall und Reliefschmuck vor, wie die von Baldenheim und von Gammertingen, aber das sind Ausnahmen. Diese Helme sind halbkugelförmige oder etwas überhöhte Kappen mit mehreren oben zu-

sammenlaufenden Bügeln, mit einem die Wange deckenden Sturmband, aber ohne Visier. Nach dem Ende des ersten Jahrtausends werden sie kegel-, dann topfförmig, erhalten ein Nasenband, dann einen immer vollständigeren festen Schutz des Gesichts; das „Helmfaß" des dreizehnten Jahrhunderts sieht etwa wie ein über den Kopf gestülpter großer Blumentopf aus. Auf der Höhe prangt dann die oft sehr große Helmzier, „Zimierde". Im vierzehnten Jahrhundert tritt an Stelle des Helms die Haube, eine den Kopf bedeckende runde Kappe mit Nackenschild, an den sich später vorne das Visier anschließt. Ganz alt ist auch schon der Eisenhut, dessen Name eine Beschreibung erspart.

Der Germane war, wie die Alten öfters berichten, nur im Feldkrieg geübt. Von Galliern und Römern haben wir den Festungskrieg gelernt, dessen Technik im Mittelalter völlig ausgebildet ist. Seine Hilfsmittel sind die des Altertums, im Geschützwesen hat das Mittelalter Fortschritte gemacht. Es handelt sich für den Belagerer in früherer Zeit hauptsächlich darum, die Mauer niederzulegen oder zu ersteigen. Dem ersten Zwecke dient der Sturmbock, der an Ketten beweglich an die Mauer herangebracht wird. Die „Sau" scheint eine Art Mauerbohrer, ein Instrument zum Unterwühlen der Mauer zu sein. Zur Deckung der den Geschossen von oben ausgesetzten Mannschaft dienen Schanzkörbe, Faschinen, Holzschirme, sowie Bretterhallen, von denen die großen Katzen, die kleineren Mäuschen heißen. Zum Sturm hat man Leitern, Werkzeuge zum Erbrechen der Tore. Man sucht auf die Höhe der Mauer zu kommen, indem man einen beweglichen Bretterturm, durch feuchtgehaltene Felle gegen Brand geschützt (sambuca, Ebenhöhe, Bergfried) gegen die Mauer vorschiebt, oder indem man in dem tolleno, der ähnlich wie ein Ziehbrunnen gestaltet ist, einen Korb mit Mannschaften auf die Mauer hebt. Um unter der Mauer durchzukommen, haben die Gallier schon zu Cäsars Zeit unterirdische Gänge zu graben verstanden; in Deutschland sind solche erst im Mittelalter erwähnt.

Außerdem warf man mit Geschützen Steine, Pfeile, Brandmaterial auf den Gegner. Vor Erfindung des Schießpulvers wird das Geschütz nicht im Feldkrieg verwendet. Das Mittelalter bediente sich zum Teil noch der antiken Geschütze, welche den Namen tormenta führen, weil sie durch die Spannkraft von Seilen oder

Sehnen wirken. Dahin gehören die großen armbrustartigen Ballisten und Katapulten, sowie der onager („Wildesel"), bei dem zwei umeinander gedrehte Sehnen ein durchgestecktes Holz an einen Querbalken anschlagen, wie das Spannholz einer Säge. Das Mittelalter hat dazu noch weitere Geschütze erfunden, bei denen das Geschoß durch ein niederfallendes Gegengewicht fortgeschleudert wurde, womit man dem Übelstande begegnete, daß Seile und Sehnen durch längeren Gebrauch und Feuchtigkeit nachlassen mußten.

Unter den Brennmaterialien, die man beim Belagerungs- und Seekrieg warf, ist besonders das sogenannte „griechische Feuer" zu nennen. Es war in Byzanz im sechsten Jahrhundert bekannt; wir besitzen mehrere Rezepte dafür, wonach es hauptsächlich aus Erdöl, Teer, auch Schwefel und Ätzkalk bestand. Explosivkraft hatte es nicht, seine Hauptbedeutung war die schwere Löschbarkeit, nur Sand, Essig oder Urin sollten es löschen können. Es wurde mit den gewöhnlichen Maschinen, bei den Griechen mit Röhren, nach Erfindung des Pulvers auch aus Kanonen geschossen.

Das Schießpulver endlich hat auch in Europa ein weit höheres Alter, als ihm die Legende anweist; wenn der Verfasser der Zimmerischen Chronik sagt: „Das Geschütz hat bald nach den Zeiten des römischen Königs Rudolfen ein Anfang gehabt", so kommt er der Wahrheit nahe. Das Pulver aus Salpeter, Schwefel und Kohle haben die Chinesen schon im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung gekannt; in Europa nennen es mehrere Schriftsteller etwa seit 1240. Damals wußte man Raketen und Petarden daraus zu machen, aber die Explosionskraft noch nicht zum Treiben zu verwenden. Das haben die Araber nach 1300 verstanden, und nach dem ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts findet man in Italien, Deutschland und Frankreich an verschiedenen Orten Kanonen, ein Menschenalter später auch Handfeuerwaffen. Etwa um 1380 kennt man schon sehr verschiedene Arten. Freilich hat die Vervollkommnung der Feuerwaffen einiger Zeit bedurft, so daß man noch über das vierzehnte Jahrhundert hinaus die alten Geschützarten benutzt hat. Geschossen hat man noch lange nur Vollkugeln.

Über den Seekrieg ist nur zu sagen, daß vor Erfindung der Kanonen seine Technik wesentlich dieselbe war wie die des Landkrieges.

Register.





An den Jordanquellen. Aus Löhr, Volksleben im Lande der Bibel.

Religion

David und sein Zeitalter. Von Prof. Dr. B. Baentsch. 8⁰. 176 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Das Buch ist ein wohlgelungener Versuch, die Gestalt des Königs David vor den Augen des modernen Menschen wieder aufleben zu lassen .... Allen Freunden kulturgeschichtlicher und religionsgeschichtlicher Betrachtungen sei es bestens empfohlen. Es eignet sich außer zum Selbststudium auch zum Vorlesen in Haus und Vereinen."

Kirchliches Wochenblatt. Nr. 46. 11. Jahrgang.

Die babylonische Geisteskultur. Von Prof. Dr. H. Winckler (vergl. Geschichte).

Die Poesie des Alten Testaments. Von Prof. Dr. E. König. 8⁰. 164 S. Geh. Mk. 1.— In Originallbd. Mk. 1.25

„Der Verfasser ist in den Geist des A. T. wie wenige eingedrungen. Rhythmus und Strophenbau schildert er zuerst, charakterisiert sodann die alttestamentliche Poesie nach Inhalt und Geist, gruppiert sie nach den Seelentätigkeiten, denen sie ihre Entstehung verdankt, analysiert die epischen, didaktischen, lyrischen und dramatischen Dichtungen des A. T. und führt in die Volksseele des Judentums ein."

Homiletische Zeitschrift „Dienet einander." 1907.

Volksleben im Lande der Bibel. Von Prof. Dr. M. Löhr. 8°. 138 Seiten mit zahlreichen Städte- und Landschaftsbildern. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„. . . Verfasser gibt auf Grund eigener Reisen und genauer Kenntnis der Literatur eine Charakteristik von Land und Leuten, schildert das häusliche Leben, die Stellung und das Leben des Weibes, das Landleben, das Geschäftsleben, das geistige Leben, und schließt mit einem Gang durch das moderne Jerusalem . . . . Wer die Eigenart und Bedeutung des heiligen Landes kennen lernen will, wird gern zu diesem empfehlenswerten, flottgeschriebenen Büchlein greifen." (Ev. Gemeindebote. 5. Jg.)

Das Christentum. Fünf Vorträge von Prof. Dr. C. Cornill, Prof. Dr. E. von Dobschütz, Prof. Dr. W. Herrmann, Prof. Dr. W. Staerk, Geheimrat Prof. Dr. E. Troeltsch. 168 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die vorliegenden gedankenreichen und inhaltsschweren Vorträge . . . beabsichtigen die Entwicklung der israelitisch-christlichen Religion als einen geschichtlichen Werdeprozeß im Leben des menschlichen Geistes zu schildern." Prof. Dr. H. Holtzmann, Baden. Deutsche Lit.-Ztg. Nr. 49. 1908.

Inhalt: Israelitische Volksreligion und die Propheten. Griechentum und Christentum. Judentum und Hellenismus. Luther und die moderne Welt. Die religiöse Frage der Gegenwart.

Christus. Von Prof. Dr. O. Holtzmann. 8°. 152 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit einer wunderbaren Ruhe, Klarheit und Überzeugungskraft faßt H. die Stücke zu einem abgerundeten, einheitlichen Bilde zusammen, die für die Jesusforschung bedeutsam waren und als ihr Reinertrag bezeichnet werden können." K. Koch. (L. Bl. z. Pd. Ztg. 07.)

Aus dem Inhalt: Das Christentum in der Geschichte. — Volk und Heimat Jesu. — Quellen des Lebens Jesu. — Glaubwürdigkeit der drei ersten Evangelisten. — Geschichte Jesu. — Das Evangelium Jesu. — Der Sünderheiland. — Die Glaubenstatsachen des Lebens Jesu. — Erlöser, Versöhner, Messias.

Paulus. Von Professor Dr. R. Knopf. 8°. 127 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Die große Gestalt des Paulus, der, alle seine Mitarbeiter in den Schatten stellend, im Urchristentum aufragt, bildet den Gegenstand dieses Bändchens. Nach einer Einführung in die Quellen werden behandelt: 1. Paulus vor seiner Bekehrung; 2. die Bekehrung und die Anfänge der Missionsarbeit; 3. die große planmäßige Weltmission; 4. die Gefangennahme in Jerusalem und die Überlieferung über die letzten Lebensjahre des Apostels; 5. der Kampf, den Paulus mit den judaistischen Gegnern um sein Lebenswerk führen mußte; 6. Paulus und seine Mission; 7. seine organisatorische Tätigkeit an den Gemeinden. 8. Seine Theologie und Frömmigkeit.

Die evangelische Kirche und ihre Reformen. Von Prof. Dr. F. Niebergall. 167 S. Geh. M. 1.— In Origb. M. 1.25

„Ich wüßte nicht, wie diese zarte und schwierige Aufgabe glücklicher angegriffen und gelöst werden könnte, als es von Niebergall geschieht. Er hat den Theologen ausgezogen, als er die Feder ergriff, und doch verrät jede Seite die gründlichste Kenntnis der geschichtlichen Bedingungen und der gegenwärtigen Lage der Kirche. In seiner Schreibart paßt er sich völlig der Ausdrucksweise gebildeter Laien an und weiß die Probleme ohne alle technische Terminologie klar und plastisch zu bezeichnen. Die Formulierung hat oft etwas herzerfrischend Drastisches." Erich Foerster. Die christliche Welt. Nr. 31. 1909.

„Durch diesen Inhalt ist das Büchlein unter der großen Flut von Schriften, die sich mit Kirche und Religion jetzt beschäftigen, augenblicklich einzigartig." Liz. Wielandt-Heidelberg. Heidelb. Ztg. 1. Dez. 1908.

Sabbat und Sonntag. Von Prof. Dr. H. Meinhold. 126 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Aus dem Inhalt: Der Sabbat in Babylonien und in Altisrael. Die Entstehung des jüdischen Sabbats in der babylonischen Gefangenschaft. Die Einführung des Sabbats in der jüdischen Gemeinde nach der Verbannung und seine Durchführung. Die Entstehung des Sonntages. Jesus und der Sabbat. Der Sabbat und die ersten Gemeinden. Paulus und der Sabbat. Die siebentägige Woche. Die Geschichte des Sonntags in der Kirche. Die alte Kirche. Die Kirche des Mittelalters. Die Reformation und der Sonntag. Der Sonntag in den reformierten Kirchen der nachreformatorischen Zeit. Der Sonntag in der lutherischen Kirche der nachreformatorischen Zeit.

Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart. Von Professor Dr. A. W. Hunzinger. 154 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Welches sind die Gründe für die akute Weltanschauungskrisis der Gegenwart und welche Berechtigung ist ihr zuzusprechen? Diese Fragen werden in dem vorliegenden Werke klar und erschöpfend beantwortet. Nach einer historischen Einleitung, die die Entstehung der gegenwärtigen religiösen Krisis in ihren wesentlichen Motiven schildert, legt der Verfasser in scharfen Umrissen die Grundzüge der christlichen Weltanschauung dar. Es folgt sodann die kritische, theoretische und praktische Auseinandersetzung zwischen der christlichen und den hauptsächlichsten modernen Weltanschauungen, insbesondere mit der materialistischen und energetischen, den verschiedenen Formen der idealistischen und endlich der pessimistischen Weltanschauung. Den Abschluß bildet eine Rechtfertigung des Christentums gegenüber der modernen religionsgeschichtlichen Betrachtungsweise.

Philosophie und Pädagogik

Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich. Von Prof. Dr. C. Wenzig. 8°. 158 Seiten.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein vortreffliches inhaltreiches Büchlein, mit wissenschaftlich-philosophischer Strenge geschrieben, das infolge seiner leichtverständlichen Darstellungsweise von einem größeren Publikum mit Erfolg gelesen werden kann. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, die Entwicklung der verschiedenen Weltanschauungen historisch-kritisch zu beleuchten und zu zeigen, wie die Gegensätze in ihnen durch falsche Anwendung an sich richtiger Prinzipien entstanden sind."

J. Köbler. Archiv f. d. ges. Psychologie. Bd. XI. 2.

„In der vorliegenden Arbeit ergreift nun ein Meister philosophischer Darstellungskunst den Taktstock. Wir lauschen seinen Darbietungen, die uns innerlich bereichern an Welt- und Lebenskenntnis, hier Dissonanzen auflösen, dort ein harmonisches Weltbild gestalten. Mit psychologischem Rüstzeug bahnt uns Wenzig den Weg in die so verschlungenen Pfade der einzelnen philosophischen Systeme, die bei aller Divergenz doch schließlich einmünden in das Ziel: Verdeutlichung des Bewußtseinsinhaltes .... Das Bändchen sei bestens empfohlen." Pädagog. Zeitung. Nr. 4. 34. Jahrg.

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart. Von Prof. Dr. E. Meumann. 8°. 154 Seiten.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Deshalb wird man eine so klar geschriebene kurze Zusammenfassung aller ästhetischen Bestrebungen unserer Zeit mit lebhafter Freude begrüßen müssen. Die gesamte einschlägige Literatur wird vom Verfasser beherrscht. Man merkt es seiner elegant geschriebenen Darstellung an, wie sie aus dem Vollen schöpft. Gerade für den, der in die behandelten Probleme tiefer eindringen will, wird Meumanns Werkchen ein unentbehrlicher Führer sein." Straßburger Post, 6. Dez. 1907.

„Es werden darin die Hauptprobleme der Ästethik und ihrer Methoden, nach denen sie behandelt werden, dargelegt. Jeder, der sich mit diesem Gegenstande befaßt, muß zu dem vorliegenden Buche greifen, denn eine Autorität wie Meumann kann nicht übergangen werden." Schauen und Schaffen, 2. Februarheft, Jahrgang XXXV.

Das System der Ästhetik. Von Prof. Dr. E. Meumann. 8°. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Während der Leser in der „Einführung" die Hauptprobleme der Ästhetik und ihrer Methoden, nach denen sie behandelt werden, kennen lernt, gibt der Verfasser hier eine Lösung dieser Probleme, indem er seine Anschauungen in systematischer, zusammenhängender Form darlegt.

Einführung in die Psychologie. Von Prof. Dr. H. Dyroff. 139 S. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Dyroff versteht es mit großem Geschick, aus den Forschungsgebieten der Psychologie diejenigen engeren Bezirke herauszuschälen, bei denen sich ohne innere Schwierigkeiten die bisher gewonnenen Grundbegriffe bewähren und alle theoretischen Fragezeichen an die Grenze abschieben lassen." Max Ettlinger. Deutsche Literaturzeitung. Nr. 20. 1909.

„Das kleine Werk von Professor Dyroff, das seine Entstehung psychologischen Vorträgen im Zyklus der Bonner Volkshochschulkurse verdankt, kann als erste Einführung und Anregung jedem Unbewanderten empfohlen werden."
Fr. Berlage. Pädagog.-psycholog. Studien. Nr. 1. 10. Jahrg.

Charakterbildung. Von Privatdozent Dr. Th. Elsenhans. 8⁰. 143 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die Abhandlung über Charakterbildung von Professor Elsenhans-Heidelberg kann zur Dyroffschen „Einführung in die Psychologie" als Ergänzung betrachtet werden, welche vom psychologischen Gebiet aufs pädagogische hinüberführt. Das Werkchen von Elsenhans ist aber auch ohne psychologische Vorkenntnisse durchaus verständlich und wird jedem Pädagogen eine Fülle von Anregungen bieten ..... Das Buch vereinigt in so einzigartiger Weise Reichhaltigkeit des Stoffes mit klarer und verständlicher Darstellung, daß jeder Gebildete, vor allem jeder Pädagoge, viel Genuß und Förderung aus der Lektüre gewinnen wird." Pädagog.-psychol. Studien. No. 1. X. Jahrg.

Prinzipielle Grundlagen der Pädagogik und Didaktik. Von Prof. Dr. W. Rein. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Sich in den großen Problemen und Aufgaben des Lebens zurechtzufinden und zu ihnen eine feste gesicherte Stellung zu gewinnen, ist die Pflicht jedes denkenden Erziehers wie auch aller derer, die an der Volkserziehung im weitesten Sinne und im großen Zuge teilzunehmen sich genötigt fühlen. Ein Führer hierbei will das vorliegende Buch unseres Meisters der Pädagogik sein. Es geht im ersten Kapitel von der Unterscheidung zwischen Bildungsidealen und Erziehungsziel aus, knüpft im zweiten an den Streit zwischen relativer und absoluter Ethik an, um zu der Forderung zu gelangen, absolute Normen als Grundlagen und Richtlinien aufzustellen. Daraus wird im dritten Kapitel das Erziehungsziel entwickelt, das maßgebend für den Geist der erzieherischen Arbeit ist. Durch Beziehung auf den Begriff des Charakters geht die Schrift im vierten Kapitel auf eine übersichtliche Darstellung der Individual- und Sozialideen ein, und behandelt im fünften Kapitel: 1. den Glauben an den stetigen Fortschritt der Menschheit und 2. die Möglichkeit der Beeinflussung der Entwicklung der Jugend. Damit sind die theoretischen Grundlagen für die Erziehung und den Unterricht geschaffen.

Praktische Erziehung. Von Direktor Dr. A. Pabst. 8⁰. 123 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

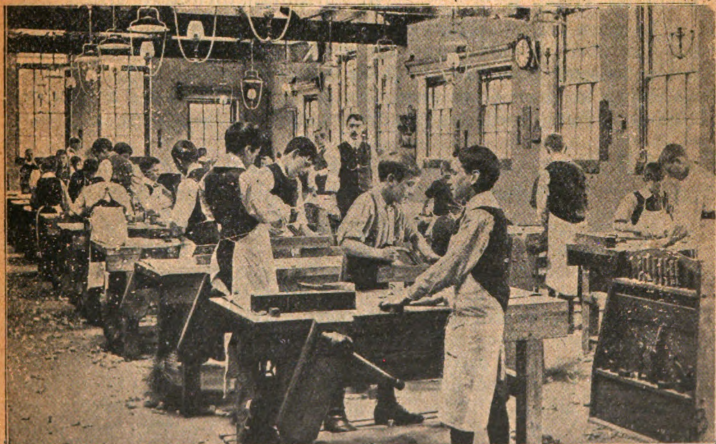
„Vergnügt klappte ich das Buch zu — die Sonne hatte mir geschienen. Ich rate den Lehrern und Erziehern, die Schrift eingehend zu studieren. Die Reformbewegung auf dem Gebiete der Volksschule wird hier allseitig beleuchtet und klar dargetan, daß die Handarbeit ein notwendiges Glied aller gesunden Reformbestrebungen ausmachen muß. Ich wünsche dem Buche gute Aufnahme." Schweiz. Blätter f. Knabenhandarbeit. Nr. 11. 1908.

Aus dem Inhalt: Anfänge, Ziele, Macht und Grenzen der Erziehung. — Zögling und Erzieher. — Spiel und Beschäftigung. Kindergarten. — Die Schule. — Zeichnen, Handarbeiten 2c. — Erweiterung der Aufgabe der Schule. — Arbeitsschule. — Arbeitsmaterial der Schule und Hilfsschule. — Schule und Leben.

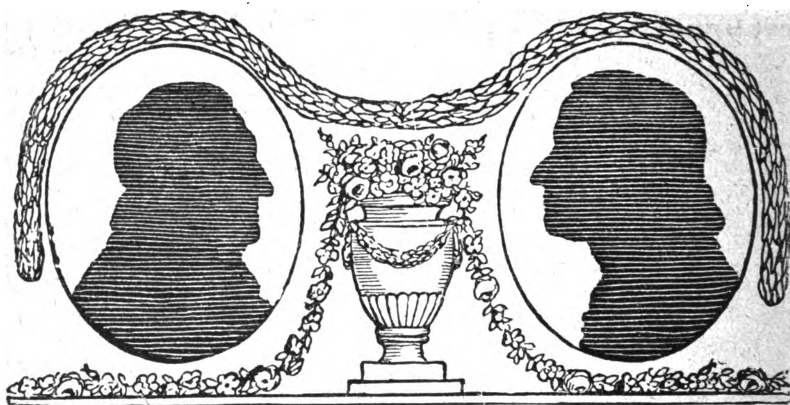
Rousseau. Von Prof. L. Geiger. 8⁰. 131 S. mit einem Porträt. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser zeichnet in fesselnder, leichter Gesprächssprache das Leben und Schaffen des großen Franzosen, geht besonders auch den Personen und Einwirkungen nach, denen Rousseau manche Idee zu einem Teil verdankt; seine Schriften werden in kurzen Hauptskizzen geboten, seine Stellung zu Theater und Musik gewürdigt, die Frauen aus R.'s Umgangskreis genauer betrachtet, ferner sein Leben in seiner Zeit und seiner Stellung zu den Größen jener Epoche dargetan. Kurz es ist ein echtes Volksbuch, das uns gefehlt hat, und wird eine Lücke in der Volksliteratur ausfüllen."

K. O. Leipacher. Die Hilfe Nr. 3. 1909.



Aus Pabst. Handarbeitsunterricht im „Manual Training Centre" einer Londoner Volksschule.



Schiller und Goethe. Aus Lienhard, Klass. Weimar.

Sprache • Literatur • Kunst

Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Von Geh. Rat Professor Friedrich Kluge. 8⁰. 152 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„In jedem der zehn Essays erkennen wir den hervorragenden Gelehrten der hoch über der Sache steht, der überall aus dem Vollen schöpft und mit vollendeter Darstellungskunst die Ergebnisse ernster wissenschaftlicher Forschung in einer Form bietet, die jedem Gebildeten die Lektüre des Buches zu einer Quelle des Genusses macht." Südw. Schulbl. Nr. 2, 1907.

Lautbildung. Von Prof. Dr. Sütterlin. 191 S. mit zahlr. Abbild. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Jeder Lehrer einer lebenden Sprache muß sich wenigstens über die Grundtatsachen der Phonetik klar sein, wenn er eine richtige Aussprache der zu lehrenden Sprache in pädagogisch zweckmäßiger Weise seinen Schülern beibringen will ... Eine ganz vortreffliche Orientierung bietet nun Sütterlin mit dem vorliegenden Büchlein, das aus Vorlesungen für Lehrer und Lehrerinnen hervorgegangen ist. Der behagliche Fluß der mündlichen Rede vereinigt sich mit Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, so daß auch der Fernerstehende mit Verständnis folgen kann. Fremdartige wissenschaftliche Ausdrücke werden möglichst vermieden, gut gewählte und oft amüsante Beispiele aus dem Deutschen und seinen Dialekten unterstützen die theoretischen Ausführungen." Marburg i. Harz.

Univ.-Prof. Dr. Albert Thumb. Frankfurter Zeitung. Nr. 339. 1908.

Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Prof. Dr. G. Holz. 8°. 132 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Verfasser behandelt die über die ganze germanische Welt des Mittelalters, besonders über Deutschland und Skandinavien verbreiteten, vielbesungenen Erzählungen von Siegfrieds Heldentum und Tod, sowie von dem ruhmreichen Untergange des Burgundenvolkes durch die Hunnen. Entstehung und Weiterbildung der Sage werden geschildert, ein Einblick in die Quellen gewährt und die nordische wie germanische Überlieferung auf Form und Inhalt untersucht.

„Es ist ein Genuß, die beweiskräftigen und scharfsinnigen Ausführungen zu lesen." M. A. Lau. Schul-Museum, 4. Jg. Nr. 6.

Lessing. Von Geheimrat Prof. Dr. Werner. 159 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Eine besondere Stärke des Buches liegt in seiner Anschaulichkeit, die durch geeignete, in ihrer Knappheit überaus geschickt gewählte Selbstzeugnisse Lessings, sei's aus den Werken oder Briefen, warm belebt wird. Man fühlt, wie der Darsteller überlegen mit seinem Stoff förmlich spielt, mit leisem ironischen Einschlag; man erfreut sich daran, wie er scheinbar tändelnd, induktiv eingekleidet, mit nachlässiger Grazie die Ergebnisse seiner Forschung entfaltet. Und das ist gerade recht lessingisch! .... Will man den Gesamteindruck dieses Lessingbüchleins zusammenfassen, so läßt sich dies am besten in die Hoffnung schließen, daß es sich als Muster eines populär-wissenschaftlichen Lebensbildes eines unserer bahnbrechenden Dichter und Denker aus bedeutungsvoller Zeit recht zahlreiche Leser und Freunde erwerbe."

Joh. Georg Sprengel. Frankfurter Zeitung. Nr. 339. 1908.

Das klassische Weimar. Von Friedrich Lienhard. 161 S. mit Buchschmuck. Geh. M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1.25

„Und das Herz kann einem warm werden, wenn man die stilistisch glänzende Ausführung liest. Ein vielbelesener Literarhistoriker redet, aber man erkennt zugleich den aus den Tiefen eines abgeklärten Selbst schöpfenden Poeten. Ein billiges aber ganz wundervolles deutsches Hausbuch." Leipziger Neueste Nachrichten. 24. November 1908.

Aus dem Inhalt: Deutschlands geistige Mission. — Das revolutionäre und philosophische Jahrhundert. — Friedrich der Große. — Rousseau, Klopstock und die Gefühlsbewegung. — Lessing und die Aufklärung. — Herder und die Volkspoesie. — Von Kant zu Schiller. — Schiller. — Weimar aus der Vogelschau. — Schiller und Goethe. — Goethe. — Das klassische Ideal der Zukunft.

Heinrich von Kleist. Von Prof. Dr. H. Roetteken. 8°. 152 S. Mit einem Porträt des Dichters. Geh. Mark 1.— Geb. Mark 1.25

„Verfasser gehört seit langem zu den besten Kennern unseres großen Dichters .... Die in jeder Hinsicht von tiefem psychologischen Verständnis und feinem ästhetischen Empfinden getragene Darstellung sei hiermit allen Freunden unserer Literatur auf das wärmste empfohlen."

Badische Schulzeitung, 21. Dez. 1907.

Grundriß der Musikwissenschaft. Von Prof. Dr. phil. et mus. Hugo Riemann. 8⁰. 160 S. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein phänomenales Büchlein — auf 160 Seiten eine zusammenfassende, in bewunderungswürdiger Übersichtlichkeit aufgerollte Darstellung der gesamten Musikwissenschaft, eine Enzyklopädie von nie dagewesener Konzentration eines ungeheuren Stoff- und Ideengebietes! Der berühmte Leipziger Musikgelehrte behandelt in dieser seiner erstaunlichen Arbeit den ganzen Komplex von Wissenschaften, die dienend oder selbständig bei ihrem Zusammenschluß die moderne Musikwissenschaft bilden . . . . Beiden, Musiker wie Musikfreund, kann Riemanns Grundriß der Musikwissenschaft als ein Buch von starkem Bildungswert nicht warm genug empfohlen werden." Hamburger Nachrichten, Nr. 30, 1908. F. Pf.

Beethoven. Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 8⁰. 151 S. Mit einem Porträt des Künstlers von Prof. Stuck. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Einen Wegweiser zu Beethovens künstlerischer und menschlicher Größe möchten wir dieses köstliche kleine Werk nennen. Es ist von einem geschrieben, dem es ernst ist mit der Kunst und der es verstanden, Beethovens titanische Größe zu würdigen. Der Leser findet hier nicht nur eine treffliche Charakteristik dieser gewaltigen Persönlichkeit, sowie eine kurze Erzählung seines Lebens, sondern vor allem eine wertvolle Einführung in seine Werke." Die Instrumentalmusik, Nr. 10, 8. Jahrg.

„Ein populär gehaltenes Buch über einen gewaltigen Stoff zu schreiben, ist nicht so leicht, wie vielleicht der Laie glaubt; um so mehr ist von der Pfordten zu beglückwünschen: es ist ihm gelungen, wirklich für Leser aus den verschiedensten Kreisen zu schreiben und dabei doch dem großen Stoff die Treue zu halten. Jeder Beethovenfreund, sowie jeder Freund der Kunst überhaupt kann seine helle Freude darüber haben." Dr. Egon v. Komorzynski. Die Musik. 1. Aprilheft 1908.

Mozart. Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 8⁰. 159 S. Mit einem Porträt des Künstlers v. Doris Stock. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Kurz, wir haben hier einen vortrefflichen Wegweiser zum Verständnis Mozartscher Kunst, der uns Mozarts Bedeutung nicht nur in historischer Würdigung, sondern in unmittelbarem Gefühlsverständnis erschließt und uns befähigt, ihn nicht nur als Klassiker zu bewundern, sondern auch als Menschen liebend zu besitzen." Die Schweiz. Nr. 23. 1908. 12. Jahrgang.

„. . . . . die wir allen denen auf das wärmste empfehlen, die des großen Meisters Kunst lieben und verehren, die ihm Stunden der Weihe und des Genusses verdanken. Sie ist eine der gediegensten Arbeiten von kleinerem Umfang, die uns auf diesem Gebiet bis jetzt unter die Hände gekommen sind." Nationalzeitung, Nr. 44, 1908. E. Th. M

Richard Wagner. Von Dr. Eug. Schmitz. 150 S. mit Porträt. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Als äußere Einteilung liegen dem Buche die Hauptperioden in Wagners Leben zu Grunde. Die fünf Kapitel tragen die Überschrift: Jugendzeit und Jugendwerke. Entwicklung zur Reife. — Hofkapellmeister in Dresden: Rienzi. Holländer. Tannhäuser. Lohengrin. — Im Exil: Wagner als Theoretiker. Der Ring des Nibelungen. Tristan. — Unter königlichem Schutz: Die Meistersinger von Nürnberg. — Die Bayreuther Festspiele: Parsival. — Durch psychologische, technische und historische Analysen sucht Verfasser seinen Lesern das Verständnis für des Meisters Werke zu erschließen. Nicht nur Wagner den Musiker, sondern Wagner den großen Dramatiker, dem sich Ton und Wort in gleicher Weise zur Verwirklichung seiner künstlerischen Ideen anbieten, weiß er uns nahe zu bringen, der in seiner genialen Doppelbegabung ein in der tausendjährigen Entwicklungsgeschichte unserer Kultur einzig dastehendes Phänomen ist.

Volkswirtschaft und Bürgerkunde

Volkswirtschaft und Staat. Von Prof. Dr. C. Kindermann. 8°. 128 S. Geh. M. 1.— Originalleinenbd. M. 1.25

Die theoretische und praktische Behandlung dieser Wechselwirkung gehört zu einem der wichtigsten Gebiete der allgemeinen Bildung; denn wir müssen ständig zu diesen Fragen Stellung nehmen, sei es von Berufswegen oder zwecks Ausübung der bürgerlichen Pflichten, in Parlament und Partei sowie sonst in der Öffentlichkeit. — „Welches ist die Stellung des Staates zur Volkswirtschaft im Laufe der Jahrhunderte? Wie arbeitet die Volkswirtschaft mit an staatlichen Zielen im allgemeinen und speziell im Etatswesen. Welches ist anderseits die Mitwirkung des Staates an der volkswirtschaftlichen Tätigkeit entweder direkt durch Eigenproduktion oder indirekt im Wege allgemeinen Ordnens und Pflegens, sowie durch Förderung der einzelnen Stände." Diese Fülle von Fragen wird hier in knappen, großen Zügen von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus behandelt.

Politik. Von Prof. Dr. Fr. Stier-Somlo. 8°. 170 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Wesen und Zweck, Rechtfertigung und typischer Wandlungsprozeß des Staates, seine natürlichen und sittlichen Grundlagen mit Hinblick auf geographische Lage, Familie, Ehe, Frauenfrage und Völkerkunde. Staatsgebiet, Staatsvolk und Staatsgewalt mit ihrem reichen Inhalt, Staatsformen und Staatsverfassungen werden geprüft und gewertet.

„Eine Fundgrube von unentbehrlichen, allgemein-politischen Kenntnissen, die dadurch an Wert gewinnen, daß alle seine Darlegungen ebenso leichtverständlich gefaßt sind, wie sie wissenschaftlich tief begründet sind!"

Regierungsrat Professor Dr. A. Lotz. Preuß. Verwaltungsbl. Jg. 28 Nr. 41.

Unsere Kolonien. Von Wirkl. Legationsrat Dr. H. Schnee, Vortragender Rat im Kolonialamt. 196 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Leser findet hier vor allem das vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt Wesentliche, auf amtliches Material gegründete Angaben über den gegenwärtigen Stand der Besiedlung und der Plantagenwirtschaft, des Bergbaues, des Handels und der Eingeborenenproduktion, des Eisenbahnbaues, der Finanzen und der Verwaltungsorganisation unserer Schutzgebiete." Deutsches Kolonialblatt. Nr. 17. XIX. Jahrgang.

„Das klar und anregend geschriebene Buch ist hervorragend geeignet, weite Kreise in die Fragen unserer Kolonialpolitik einzuführen."
Kieler Neueste Nachrichten. 16. Aug. 1908.

Die Deutsche Reichsverfassung. Von Geh. Rat Prof. Dr. Ph. Zorn. 8°. 126 S. Geh. M. 1.— In Origb. M. 1.25

„Die vorliegende gemeinverständliche Schrift des hervorragenden Bonner Rechtsgelehrten macht den Leser in leichtfaßlicher klarer und prägnanter Darstellung mit dem Wesen der deutschen Reichsverfassung bekannt ... Als willkommene Beigabe ist dem sehr zu empfehlenden, vom Verlage vorzüglich ausgestatteten und preiswerten Schriftchen ein kurzer Überblick über die Literatur des Reichsstaatsrechts angegliedert."
Literarisches Zentralblatt, Nr. 1, 1908.

„Es ist nicht eine nackte Zusammenfassung von Paragraphen und Grundgesetzen, sondern eine geschichtsphilosophische Studie über die Vorgeschichte des Reiches im Rahmen der Europäischen Entwicklung, über seine Aufrichtung, seinen Staatscharakter und seine Organisation."
Die christl. Frau. 11. Heft. 1908.



Lagerplatz Gams-Gams. Deutsch-Südwest-Afrika. Aus Passarge, Südafrika.

Unsere Gerichte und ihre Reform. Von Prof. Dr. W. Kisch. 8°. 171 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein prächtiges Büchlein, das Wesen und Aufgabe unserer Gerichte gemeinverständlich darstellt und zu den Reformfragen in so trefflicher, überzeugender und sachlicher Weise Stellung nimmt, daß ich es im Interesse des Ansehens und deren Organe gerne jedem Deutschen in die Hand geben möchte. Das Recht. Nr. 11. 1908.

Die Großstadt und ihre sozialen Probleme. Von Privatdozent Dr. A. Weber. 8°. 148 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

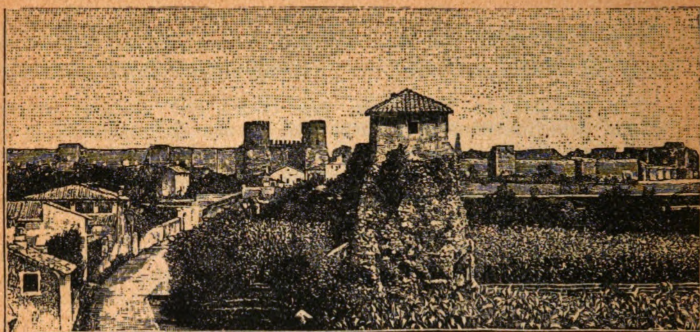
„Das vorliegende Büchlein erweist sich als klar und fesselnd geschriebener Führer durch die Großstadtprobleme. Der Verfasser führt den Leser durch das Familienleben und die Wohnungen der Großstadt, bespricht die Arbeitslosigkeit und Großstadtarmut und schildert die Aufgaben, die auf dem Gebiete der Volksbildung und Volksgeselligkeit noch zu lösen sind. Die Darstellung ist streng objektiv, Licht und Schatten sind gerecht verteilt." Dr. J. Moses-Mannheim.
Zeitschrift f. Schulgesundheitspflege. Nr. 5. 1908.

Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage. Von Syndikus Dr. J. Wernicke. 8°. 122 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„In einem kleinen handlichen Bändchen ... führt uns der sachverständige Verfasser in fast alle Fragen des Mittelstandes ein, die in den politischen und wirtschaftlichen Tageskämpfen zur Debatte stehen. Theorie und Praxis kommen dabei gleichmäßig zu ihrem Rechte. Wer sich über Lage und Statistik des Mittelstandes, seine Forderungen, seine Zukunftsaussichten, seine Entwicklung zum neuen Mittelstand und zahlreiche andere wichtige Probleme unterrichten will, dem gibt dieses praktische Büchlein erwünschten Aufschluß. . . . . Wir können das Bändchen aufs wärmste empfehlen."
Whsn. Die Hilfe. 20. Dezember 1908.

Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen Von Helene Lange. 8°. 141 S. Geh. M. 1.— Geb. M. 1.25

„Wer sich klar werden will über den organischen Zusammenhang der modernen Frauenbestrebungen, über die man so leicht, je nach zufälligen Erfahrungen, hier zustimmend, dort verdammend, urteilt, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß eine die andere voraussetzt, eine mit der anderen in den gleichen letzten Ursachen zusammenfließt ... der greife zu diesem inhaltsreichen, trefflich geschriebenen Buche."
Elisabeth Gnauck-Kühne. Soziale Kultur. Dezember 1907.



Römische Stadtmauer. Aus Diehl.

Geschichte und Geographie

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung d. Menschheit. Von Prof. Dr. H. Winckler. 8°. 156 Seiten. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Das kleine Werk behandelt die Fülle von Material, wie wir es nunmehr zur altorientalischen Weltanschauungslehre besitzen, in übersichtlicher und zugleich fesselnder Weise; es wird jedem Leser, der sich für diese Fragen zu interessieren begonnen hat, ungemein nützlich werden."

C. N. Norddeutsche allgem. Zeitung. Nr. 287. 1908.

Kulturgeschichte Roms. Von Prof. Dr. Th. Birt. 164 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Nicht nur ein gründlicher Kenner der Antike, sondern auch ein feinsinniger Schriftsteller führt hier die Feder. Wir schreiten mit ihm durch die Straßen des alten Rom, begleiten ihn in die Bäder, die Tempel, die Theater und die Arena, wohnen rauschenden Festen bei und lernen so Leben jenes Volkes kennen, das so lange die Welt beherrschte.

Das alte Rom. Von Prof. Dr. E. Diehl. Mit zahlr. Abb. und Karten. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Die Schilderung des Werdens, Blühens und Vergehens des alten Rom von seinen ersten Anfängen bis zum Ende des weströmischen Reiches geht von einer Würdigung der geologischen Beschaffenheit und natürlichen Gliederung des Bodens der römischen Campagna aus. Sie verfolgt die Gründung und das Wachsen der ältesten Siedelungen mit ihren Bauten und Kultstätten, zeigt wie im Verlaufe der Republik und des Imperium sakrale und profane Bauten erstanden, die in Zeiten harter Not den Göttern gelobt oder großen Männern zur Ehr, der Stadt zur Zier errichtet waren, und welche Schicksale sie im Laufe der späteren Entwicklung erfahren.

Grundzüge der Deutschen Altertumskunde. Von Prof. Dr. H. Fischer. 8⁰. 141 S. Geh. M. 1.— In Origbd. 1.25

„Wer künftig sich darüber unterrichten will, welches die Hauptfragen sind, die die deutsche Altertumskunde zu beantworten hat, welche verschiedene Unterfragen dabei zu berücksichtigen sind, der greife getrost zu Fischers Büchlein. Er wird hier seine Wünsche erfüllen können. Mit diesen Worten ist dem Buche eine Empfehlung erteilt, die man in der Tat sonst keinem anderen Werke der gesamten wissenschaftlichen und populären Literatur auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde zuteil werden lassen kann. Fischer hat Recht, wenn er in dem Vorwort betont, daß es eine andere Darstellung des ganzen Gegenstandes zurzeit nicht gibt . . . ."

Prof. Dr. Lauffer. Frankfurter Zeitung. Nr. 107. 1909.

Mohammed und die Seinen. Von Prof. Dr. H. Reckendorf. 8⁰. 138 S. Geh. M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1.25

„Unter den in jüngster Zeit sich mit erfreulichem Fortschritte mehrenden Darstellungen der islamischen Anfänge für weitere Kreise nimmt dieses Buch eine ganz hervorragende und besondere Stelle ein. Es ist ein Versuch, die sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen, politischen und individuellen Grundlagen des beginnenden Islam zusammenhängend zu verdeutlichen. In fließender Darstellung, die die Lektüre des Buches zu einem wirklichen Genusse gestaltet, werden hier die Berichte der verschiedenen islamischen Quellen zum erstenmal in gedrängter, aber durchaus erschöpfender Weise zu einem farbenreichen Bilde geformt."

R. Geyer. Wiener Zeitschrift f. d Kunde d. Morgenlandes. Bd. XXI.

Die Kultur der Araber. Von Prof. Dr. J. Hell. 154 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Ein großzügiges Bild der gesamten materiellen und geistigen Kultur des Islam unter arabischer Herrschaft. Es werden geschildert: Die Kultur der Araber vor dem Islam. Die Keime der neuen Kultur im Werke Mohammeds. Die Bedeutung der Eroberungszüge für die kulturelle Befruchtung des Arabertums durch die Berührung mit den unterworfenen Kulturnationen usw.

Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer. Von Priv.-Doz. Dr. P. Herre. 180 S. Geh. M. 1.— In Origb. 1.25

Verfasser geleitet den Leser durch die gewaltige Geschichte des Mittelmeergebietes von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Das Kommen und Gehen der Völker, die Ablösung der einen Herrschaft durch die andere und die in diesem Wechsel ruhende Bedeutung sind Hauptinhalt der Darstellung. Sie verfolgt nicht die Entwicklung des einzelnen Volkes, sondern richtet den Blick allein auf die allgemeine, den Gesamtraum überspannende Entwicklung und auf die sichtbaren und unsichtbaren treibenden Kräfte, deren Kampf die 4000jährige Geschichte erfüllt und den heutigen Zustand hat emporwachsen lassen.

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. Von Prof. Dr. J. Pohlig. 8°. 149 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein Bild der prähistorischen Eiszeit stellt der Verfasser vor unserem Geiste auf, wie es kürzer und einleuchtender dem Laien wohl selten geboten wurde .... Einfach im Stil und doch anregend genug, um selbst Menschen, die sich auf diesem Gebiete der Wissenschaft fremd und unbehaglich fühlen, fesseln zu können"

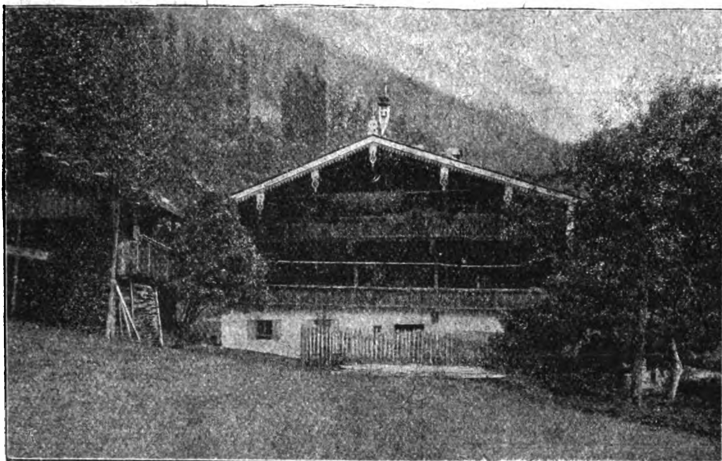
R. M. Schule u. Haus. 16. Jahrg. 14. H.



Die Polarvölker. Aus Byhan.

Die Polarvölker. Von Dr. H. Byhan, Abteilungsvorstand am Museum für Völkerkunde, Hamburg. 8°. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geh. M. 1.— Originallbd. M. 1.25

Inmitten einer eigenen Welt haben sich bei den zirkumpolaren Völkern jahrtausende alte gesellschaftliche Anschauungen und Gebräuche erhalten, die uns der Verfasser hier auf Grund langjähriger Forschung und eigener Anschauung erzählt. Wir lernen die natürlichen Lebensbedingungen dieser Völker kennen, ihre soziale Stellung, Sitten und Gebräuche, religiösen Vorstellungen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, Werkzeuge und Waffen, Schmuck und Kleidung, Wohnung und Verkehrsmittel usw.



Bauernhof im Kaisertal bei Kufstein. Aus Machaček.

Die Alpen. Von Privatdozent Dr. F. Machaček. 8°. 151 S. mit zahlreichen Profilen und typischen Landschaftsbildern. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Es war keine geringe Aufgabe, den gewaltigen Stoff auf 151 Seiten zusammenzudrängen, aber der Verfasser hat sie glücklich gelöst. — Die Darstellung ist sachlich und wissenschaftlich und doch verständlich, die Sprache knapp und schlicht, doch entbehrt sie, namentlich bei der Schilderung landwirtschaftlicher Schönheiten, nicht die innere Wärme. Ein Meisterstück gedrängter, raumsparender Gliederung ist die übersichtliche Topographie der Alpen."

Hermann Ludwig. Frankfurter Zeitung. Nr. 354. 1907.

Naturwissenschaften • Technik Gesundheitslehre

Form und Bau des Tierkörpers unter dem Einfluß der äußeren Daseinsbedingungen. Von Priv.-Doz. Dr. Eug. Neeresheimer. 140 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1.25

Verf. führt uns in großen Zügen ein in den inneren Bau, die Entwicklung und die Lebensgeschichte der Tierformen, legt den Bau der verschiedenen Organe, ihre Funktionen und die Gründe für ihre Gestaltung dar, so daß wir die Zweckmäßigkeiten in der Natur, die Anpassungen und die Lebensbedingungen der einzelnen Arten verstehen lernen.

Die Säugetiere Deutschlands. Von Privatdozent Dr. Hennings. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Keine trockene Aufzählung von Namen und Daten, sondern eine lebensvolle, von biologischen Gesichtspunkten ausgehende Darstellung! Äußere Eigenschaften: Bewegung, Stoffwechsel, Fortpflanzung der wichtigsten Säugetiere Deutschlands werden an Hand zahlreicher Abbildungen geschildert und in ihrer Bedeutung für unsere Heimat gewürdigt.



Verschiedene Vogelfüße. Aus Neeresheimer.

Das Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung. Von Prof. Dr. L. von Graff. 8°. 136 S. mit 24 Textfig. Geh. Mark 1.— In Originalleinenbd. Mark 1.25

„Der schon vielfach behandelte Stoff findet hier von einem Meister wissenschaftlicher Forschung eine ausgezeichnete klare Darstellung, wobei besonders die allgemeinen Fragen, soweit es der beschränkte Umfang gestattet, eingehend berücksichtigt werden."

Prof. Dr. R. Hesse (Tübingen). Monatsheft f. d. nat. Unterricht 1908. Nr. 6.

„Eine derartig klare und anziehende Schilderung des Schmarotzertums im Tierreich kann jedermann rückhaltlos zur Lektüre empfohlen werden, dem zoologischen Fachmanne nicht minder wie dem Laien und nicht zuletzt dem Arzte." V. Franz.

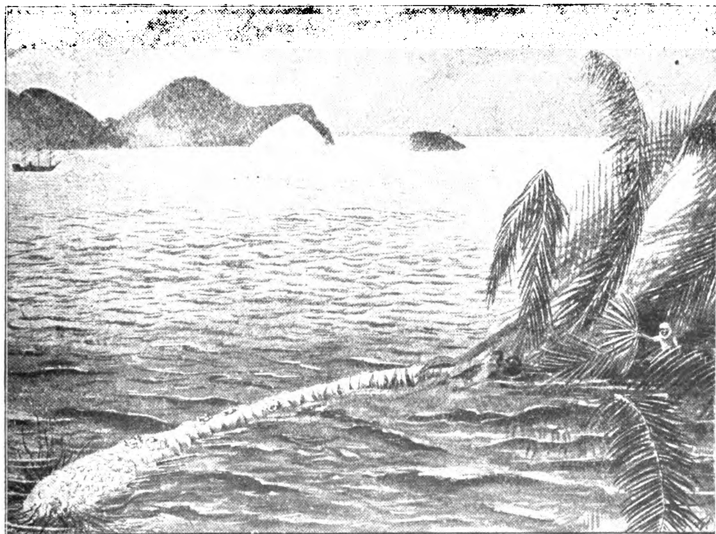
Naturwissenschaftliche Rundschau. Nr. 44. XXII. Jahrgang.

Pflanzengeographie. Von Dr. P. Graebner, Kustos am kgl. bot. Garten der Univ. Berlin. Mit zahlr. Abbildg. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

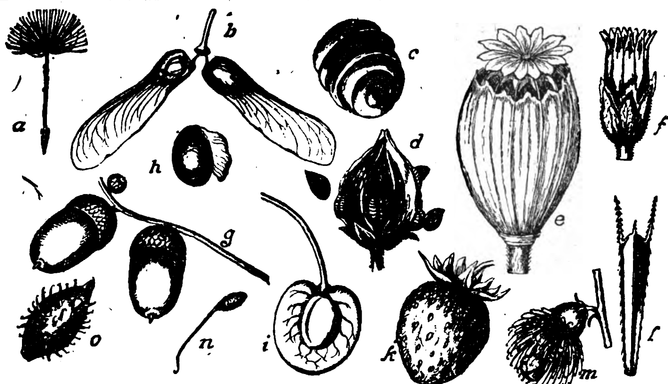
Aus einer knappen Darstellung des ganzen Entwicklungsganges der Pflanzenwelt leitet Verfasser die jetzige Pflanzendecke der Erde ab und schildert daran anschließend die jetzt auf diese Pflanzendecke wirkenden ökologischen Faktoren: Wärme, Feuchtigkeit, Boden usw., durch deren Zusammenwirken dann die eingehend besprochenen eigenartigen Pflanzenvereine Wüste, Steppe, Wald, Heide, Moor usw. zustande kommen.

Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. F. Rosen. 155 Seiten mit zahlreichen Abbildg. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Mancher hat Interesse für die Wunder der Pflanzenwelt, aber um tiefer in sie einzudringen, fehlt ihm der Führer. Ein solcher will dies Büchlein sein. An Hand zahlreicher Abbildungen leitet es den Leser an, zunächst die Erscheinungen der niederen Pflanzen zu beobachten, um dann in biologisch-historischer Betrachtung zu den immer komplizierteren Formen der höheren Pflanzen überzugehen, so daß sich zugleich der Leser durch eigenes Studium das Gebäude seiner Naturanschauung aufzubauen vermag.



Schwimmende Palme. Aus Graebner.



Verbreitungsmittel der Früchte und Samen. Aus Rosen.
a Frucht eines Korbblütlers mit Pappus; b geflügelte Früchte des Ahorn; c Rollfrucht eines Schneckenklees (Medicago scutellata); d Frucht des Sauerklees (Oxalis), die Samen fortschleudernd; e Mohnkapsel (Papaver), oben geöffnet; f Kapsel des Hornkrautes (Cerastium), bei Regen geschlossen bleibend, bei trockenem Wetter geöffnet; g Eicheln (Quercus) werden von Hähern und Nagern gesammelt und ausgesäet; h Same des Schöllkrautes (Chelidonium) mit „Schwiele"; i Kirsche (Prunus avium) mit Fruchtfleisch und hartem Steingehäuse für den Samen; k Erdbeere (Fragaria vesca) mit fleischigem Fruchtboden, eine Scheinfrucht; l—o Häkelfrüchte: l Zweizahn (Bidens), m Odermennig (Agrimonia), n Nelkenwurz (Geum urbanum), o Spitzklette (Xanthium).

Phanerogamen (Blütenpflanzen). Von Prof. Dr. E. Gilg und Dr. Muschler. 172 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

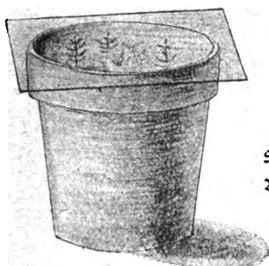
Das Bändchen bietet eine Übersicht über die wichtigsten Blütenpflanzen der ganzen Erde. In einer „Einführung" werden die wesentlichen Gesichtspunkte der modernen Pflanzenkunde eingehend behandelt. Hieran schließt sich das Kapitel über „Die Geschlechtsverhältnisse, Blüten, Frucht und Samenbildung". Der dritte und größte Teil des Bändchens bringt eine Schilderung der bedeutendsten Familien des Pflanzenreiches, nicht nur unserer einheimischen Flora, sondern aus allen Gebieten der Erde, soweit es sich um Nutz- oder Arzneigewächse handelt. Da auch der Zierpflanzen gedacht ist, dürfte sich das Werkchen auch für Gärtner und Blumenliebhaber jeder Art eignen.

Kryptogamen (Algen, Pilze, Flechten, Moose und Farnpflanzen). Von Prof. Dr. Möbius. 168 Seiten. Mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Wem es um eine kurze, aber sachgemäße Orientierung zu tun ist, dem sei das Büchlein bestens empfohlen." Apothekerzeitung. Nr. 70. 1908.

„Das Büchlein sei allen denjenigen, welche sich für diese niederen Lebewesen interessieren, seiner knappen und doch leicht lesbaren, verständlichen Schreibweise wegen angelegentlichst empfohlen."

Der Gartenfreund 1908. Nr. 10.



Blumentöpfe für Stecklinge eingerichtet. Aus Dannenberg.



Pflege der Zimmer- und Balkonpflanzen.

Von Paul Dannenberg, Städt. Garteninspektor. 166 S. Mit zahlr. Abb. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die klare, schlichte Darstellungsweise und der enorm billige Preis werden das Buch als Hausfreund in jeder Familie willkommen sein lassen. Lehrern und Lehrerinnen sei das Werk angelegentlichst empfohlen. Für jede Volks- und Schulbibliothek ein unentbehrlicher Ratgeber. Der Hausfrau wird es eine herrliche Weihnachtsgabe sein, von deren Studium die ganze Familie Nutzen ziehen wird."

C. Göke. Preuß. Lehrerz. Nr. 290. 1908.

Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche.

Von Prof. Dr. Giesenhagen. 8⁰. 136 S. mit 31 Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Zwei prächtige kleine Bändchen (Giesenhagen und Graff), für deren Güte schon die Namen der beiden Autoren, bewährte Fachgelehrte, bürgen . . . Ich wüßte keine besseren Werke zu solchen Zwecken zu nennen."

K. Blätter für Aquarien- und Terrarienkunde.

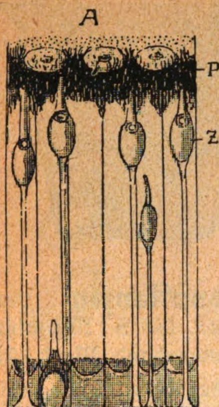
Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben.

Von Privatdoz. Dr. H. Miehe. 8⁰. 144 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Ihre Formen, Lebens- und Ernährungsweise werden eingehend behandelt und in ihrer Bedeutung für den Menschen betrachtet, sowohl als Helfer in der Natur und in der Industrie, wie als Feinde durch Verderben der Nahrungsmittel, Krankheitserreger usw. Ein Schlußkapitel zeigt die Mittel ihrer Bekämpfung.

„Eine sehr geschickte kurze Zusammenstellung, die allen, welche sich rasch über den gegenwärtigen Stand der Bakteriologie unterrichten wollen, bestens empfohlen werden kann."

Österreichische botanische Zeitschrift. Nr. 11. 1907.



Netzhaut des Froschauges. Aus Mangold.

Lebensfragen. Der Stoffwechsel in der Natur. Von Prof. Dr. F. B. Ahrens. 8⁰. 159 Seiten mit Abbildungen. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Wissenschaftlich und populär zugleich zu schreiben ist eine Kunst, die nicht vielen gegeben ist. Ahrens hat sich als ein Meister auf diesem Gebiete erwiesen. Auch die vorliegende Schrift zeigt die vielen Vorzüge seiner klaren Darstellung und pädagogischen Umsicht. Ohne besondere Kenntnisse vorauszusetzen, behandelt er die chemischen Erscheinungen des Stoffwechsels und beschreibt die Eigenschaften, Bildung und Darstellung unserer Nahrungs- und Genußmittel. Das Buch kann aufs beste empfohlen werden."

Chemiker-Zeitung 1908. 28. März.

Ein höchst reichhaltiges Material ist hier in wenigen Kapiteln zusammengedrängt, zeigt sich aber so klar und verständlich dargelegt, wie das nur zu leisten vermag, wer sein Gebiet auf das Vollkommenste durchdringt und beherrscht. Professor Dr. Edmund O. von Lippmann.

Die deutsche Zuckerindustrie. Nr. 42. XXXII. Jahrgang.

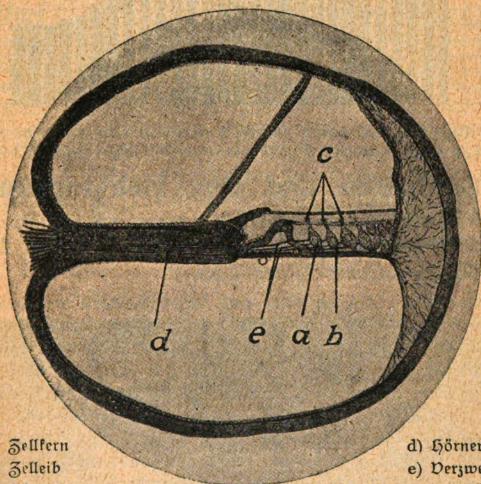
Der menschliche Organismus und seine Gesunderhaltung. Von Oberstabsarzt und Privatdozent Dr. A. Menzer. 163 S. mit zahlr. Abbildg. Geheftet M. 1.— In Originallbd. M. 1.25

„Wie können wir unter den Bedingungen unseres heutigen Kulturlebens eine gesundheitsmäße Lebensweise führen." Diese für jedermann bedeutsame Frage sucht Verfasser in dem vorliegenden Buche in folgenden Kapiteln zu lösen: I. Der menschliche Organismus in seinem mit unbewaffneten Auge zu erkennenden Aufbau. II. Der feinere Aufbau des menschlichen Organismus. III. Der menschliche Organismus in seinen wichtigsten Funktionen. IV. Krankheitsursachen: A. Krankheiten durch Vererbung; B. Erworbene Krankheiten. V. Die Gesunderhaltung des menschlichen Körpers.


Marchantia polymorpha. Aus Möbius, Kryptogamen.

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen. Von Privatdozent Dr. med. et phil. Ernst Mangold. 8⁰. ca. 150 S. mit zahlr. Abb. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Die Sinnesorgane sind die Pforten, durch welche die Außenwelt in unser Bewußtsein einzieht. Sie sind die Werkzeuge unserer Seele. Dies erhellt die Bedeutung des vorliegenden, die Ergebnisse der modernen Forschung verratenden, durchaus gemeinverständlichen Buches. Mit einer Würdigung der Sinnesorgane und Darlegung der Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung werden im einzelnen eingehend behandelt: Das Sehorgan, das Gehörorgan, das Geruchsorgan, das Geschmacksorgan und die Hautsinnesorgane unter besonderer Berücksichtigung der physiologisch-psychologischen Zusammenhänge.

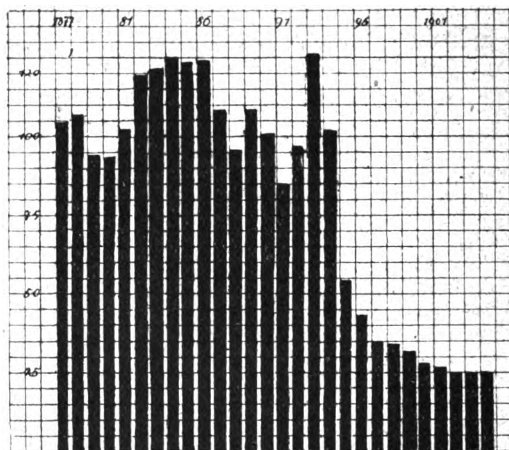


a) Zellkern
b) Zelleib
c) Hörhaar
d) Hörnerv
e) Verzweigung des Hörnervs.

Hörzelle im inneren Ohr. Aus Menzer.

Das Nervensystem und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens. Von Privatdozent Dr. Schuster. 8⁰. 136 Seiten mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Verf. belehrt in diesen sechs Vorträgen vortrefflich über den Bau des Nervensystems, über die Schädlichkeiten, denen es ausgesetzt und gibt beherzigenswerte Winke, es gesund zu erhalten. Von besonderem Interesse sind die Kapitel über die Schäden des Großstadtlebens und über Schule und Erziehung." Prager mediz. Wochenschrift. 1908. Nr. 16.



Sterblichkeit an Diphtherie und Krupp in den deutschen Städten mit mehr als 15000 Einwohnern auf je 100000 Einwohner berechnet. Aus Rosenthal.

Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung. Von Privatdozent Dr. W. Rosenthal. — 168 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Diagrammen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Es werden die verheerendsten und besterforschten Seuchen, Cholera, Pest, Typhus, Diphterie, Wechselfieber, Pocken und Tuberkulose nach ihren Ursachen, der Art ihrer Verbreitung und den erfolgreichsten Maßnahmen zur Verhütung und Heilung besprochen. Insbesondere wird die Mannigfaltigkeit der Übertragungswege, der Abwehrmittel und die Bedeutung öffentlicher, sozialer Maßregeln hervorgehoben. Aus diesen Erfahrungen werden dann allgemeinere Regeln abgeleitet und ein Überblick gegeben über die anderen, selteneren oder noch nicht so gut erforschten Infektionskrankheiten, die für Deutschland von Belang sind.

Die moderne Chirurgie für gebildete Laien. Von Geheimrat Prof. Dr. H. Tillmanns. 8°. 160 Seiten mit 78 Abbildungen und 1 farbigen Tafel. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein Buch wie das vorliegende kann der Anerkennung der Ärzte wie der Laien in gleichem Maße sicher sein. Es enthält genau so viel, als ein gebildeter Laie von dem gegenwärtigen Stand der Chirurgie wissen muß und soll, und es kann, wenn die darin enthaltenen Lehren auf fruchtbaren Boden fallen, dem Kranken nur Nutzen stiften."

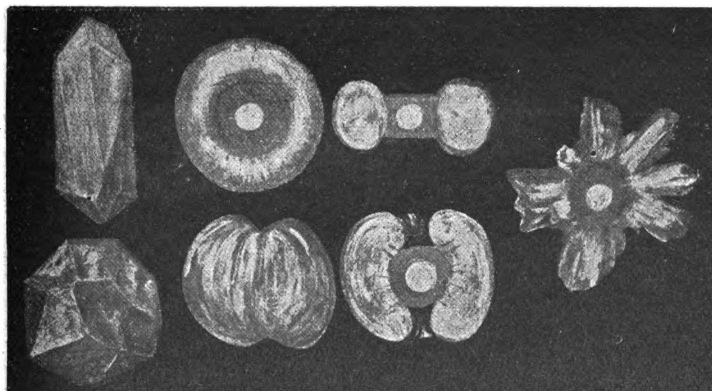
Phil. klinische Wochenschrift. 1908. 3. Mai.

Die vulkanischen Gewalten der Erde und ihre Erscheinungen. Von H. Haas, Prof. a. d. Univ. Kiel. 8°. 146 S. mit zahlr. Abb. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Mit den vulkanischen Gewalten der Erde, ihren Ausbrüchen, Entstehungsursachen usw. macht uns in vorliegendem Büchlein der Verfasser bekannt. Das Buch ist sehr interessant geschrieben und mit zahlreichen wohlgelungenen Abbildungen versehen. Auch den heißen Quellen, den Thermen, widmet der Verfasser eine anschauliche Besprechung, so daß wir es auch denen, die hierüber eine gemeinfaßliche Darstellung wünschen, bestens empfehlen können." Vulkan. Nr. 25. VIII. Jahrg.

Das Reich der Wolken und der Niederschläge. Von Prof. Dr C. Kassner. 160 S. mit zahlr. Abb. u. Tafeln. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Es wird zunächst gezeigt, wie durch Verdunstung Wasserdämpfe in die Atmosphäre gelangen, wie die Luftfeuchtigkeit gemessen wird, wie die Bildung von Nebel und Wolken vor sich geht, was deren Form, Farbe, Höhe und Geschwindigkeit bedingt und wie Bewölkung und Sonnenschein durch Messung bedingt werden. Mit der Niederschlagsbildung befaßt sich der zweite Teil des Büchleins; die Bildung des Regens, des Schnees, des Graupelns, des Hagels wird behandelt, eine Anleitung zur Berechnung und Messung der Niederschlagsmenge gegeben und die Niederschläge fördernder und hemmender Faktoren (Gebirge, Land, Meer, Wald usw.) untersucht. Karten zeigen die Verteilung der Niederschläge in den verschiedensten Erdteilen.



Schloßen gefallen am 2. Juli 1897 in Kärnten (5—13 cm groß).
Aus Kassner, Das Reich der Wolken.

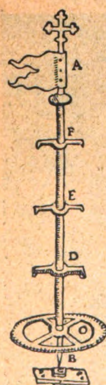
Das Wetter und sein Einfluß auf das praktische Leben. Von Prof. Dr. C. Kassner. 8°. 154 Seiten mit zahlr. Abb. u. Karten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenbd. Mark 1.25

„Die kleine Schrift ist in klar fließender Sprache geschrieben, und der Inhalt bietet mehr als der Titel verspricht. Es werden nicht nur die Naturgesetze, auf denen sich die Witterungskunde als Wissenschaft aufbaut, sachgemäß durchgenommen, sondern es wird auch gezeigt, wie sich die Wetterkunde als Zweig der Meteorologie historisch entwickelt hat und welchen großen Wert sorgfältige Aufzeichnungen über den Verlauf der Witterung für das öffentliche und private Leben besitzen . . . Da man oft noch sehr irrtümlichen Auffassungen über den Wert der Witterungskunde begegnet, so ist dem kleinen inhaltreichen Werke größte Verbreitung zu wünschen . . .“

Naturwissensch. Rundschau Nr. 50. XXIII. Jahrg.

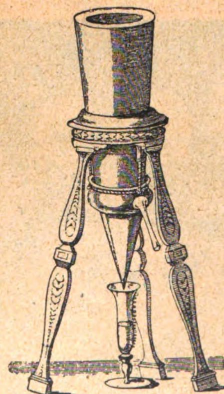
Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle. Von Privatdozent Dr. P. Eversheim. 8°. 129 S. mit zahlr. Abb. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Heute ist das Verwendungsgebiet der Elektrizität ein so außerordentlich ausgedehntes, daß wohl ein jeder mehr oder weniger mit ihr in Berührung kommt. Deshalb kann man es nur dankbar begrüßen, wenn auch dem Laien durch ein so klar geschriebenes Büchlein ein Einblick eröffnet wird und in großen Zügen die Grundbegriffe der Elektrotechnik dargelegt werden. . . . Die sorgfältig gezeichneten Abbildungen beleben die Darstellung.“ Elektrochemische Zeitschrift. Heft 7, 1907.

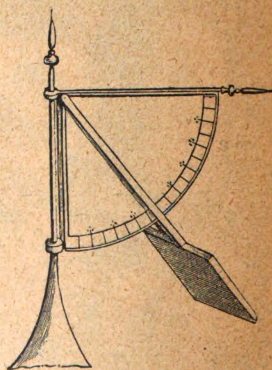




Im Hause ablesbare Windfahne.

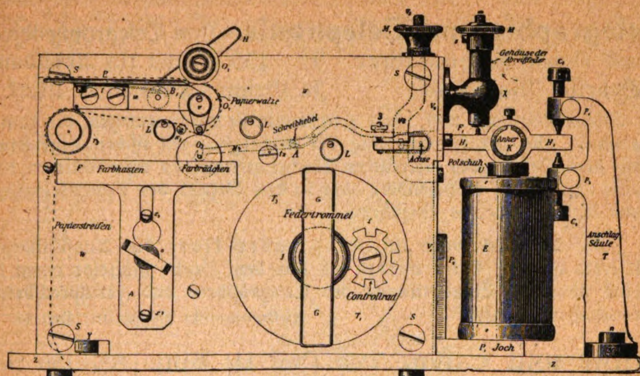


Hygrometer des Großherzogs Ferdinand II. v. Toskana.



Windmesser von Hooke.

Aus Kassner, Das Wetter.



Morseapparat. Aus Hamacher, Telegraphie und Telephonie.

Hörbare, Sichtbare, Elektrische und Röntgen-Strahlen.

Von Geh. Rat Prof. Dr. Fr. Neesen. 134 S. mit zahlr. Abb. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Eine Einführung in eines der wichtigsten und interessantesten Gebiete der Physik. Es werden behandelt 1. die Erscheinungen und Eigenschaften fortschreitender und stehender Wellen. 2. die akustischen Erfahrungen. 3. die Wellen, auf welche wir durch unser Auge aufmerksam gemacht werden, einschließlich der Wärmewellen. 4. die Hauptgrößen der Elektrizität wie Spannung, Strom, Widerstand, die Entstehung elektrischer Wellen und deren Benutzung in der drahtlosen Telegraphie. 5. Strahlenförmig sich ausbreitende Wirkungen, denen keine Wellen zugrunde liegen: Entladung elektrischer Spannungen in luftverdünnten Räumen, Kathodenstrahlen und Röntgenstrahlen. 6. die Wirkungen der radioaktiven Körper.

Einführung in die Elektrochemie.

Von Prof. Dr. Bermbach. 8°. 144 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Wir freuen uns deshalb, daß ein so wichtiges Forschungsgebiet, dem auch die technische Industrie eine reiche Ernte verdankt, im Rahmen einer populär-wissenschaftlichen Sammlung die ihm gebührende Berücksichtigung gefunden hat. Der Verfasser hat es verstanden, gemeinverständlich zu schreiben. Von der Sprache der Mathematik wird fast kein Gebrauch gemacht. Um so größeres Gewicht wird darauf gelegt, dem Leser die fundamentalsten Gesetze verständlich zu machen .... die jedem Leser an Hand zahlreicher klarer Figuren einen Überblick und Einblick in die neueren Theorien der Elektrochemie und ihre Anwendungen geben und zu weiteren Studien anregen."

Zentralblatt f. Pharmazie und Chemie. Nr. 25, IV. Jahrgang.

Telegraphie und Telephonie. Von Telegraphendirektor und Dozent F. Hamacher. 8°. 155 S. mit 115 Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Dieser Leitfaden will, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, die zum Verständnis und zur Handhabung der wichtigsten technischen Einrichtungen auf dem Gebiete des elektrischen Nachrichtenwesens erforderlichen Kenntnisse vermitteln, insbesondere aber in den Betrieb des Reichstelegraphen- und Telephonwesens einführen.

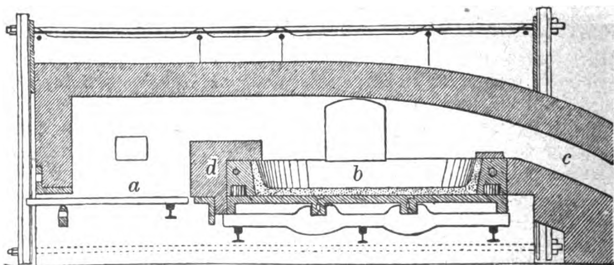
„Die Ausdrucksweise ist knapp, aber klar; die Ausstattung des Werkes ist gut. Laien werden sich aus dem Buche mühelos einen Überblick über die Einrichtungen des Telegraphen- und Fernsprechbetriebes verschaffen können." Elektrotechnische Zeitschrift. Heft 44. 1908.

Kohle und Eisen. Von Prof. Dr. Binz. 8°. 136 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

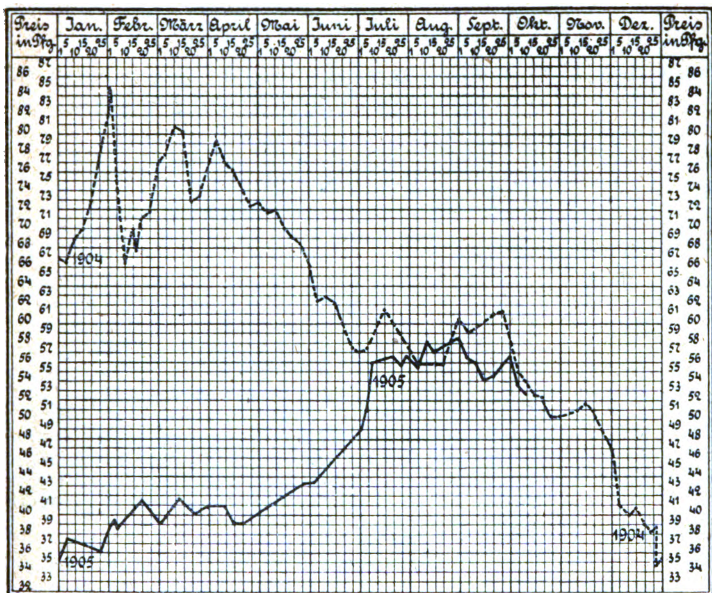
Das wirtschaftliche Leben und damit ein großer Teil unserer Kultur werden von Kohle und Eisen beherrscht. Die Notwendigkeit, sich über diese Gebiete zu orientieren, besteht darum für jeden, dem das Verständnis der treibenden Kräfte in der menschlichen Entwicklung Bildungsbedürfnis ist. Zum erstenmal hat Verf. deshalb versucht, in gemeinverständlicher Darstellung einen Überblick zu geben über die Gewinnung von Kohle und Eisen, wie über die von ihnen abhängigen Industrien des Lichtes, der Kälteerzeugung, der Produkte des Stein- und Braunkohlenteeres und anderer kleiner dahingehöriger Industriezweige.

Das Holz. Von Forstmeister H. Kottmeier, Doz. a. d. landwirtsch. Hochschule zu Berlin, Dr. F. Uhlmann u. Dr. B. Eichholz. Mit zahlr. Abb. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Das Bändchen will den Leser einführen in die natürlichen und technischen Eigenschaften des Holzes, seine Gewinnung und Verwendung, sowie seine Bedeutung für den Welthandel und die Industrie.



Längsdurchschnitt durch einen Puddelofen. Aus Binz, Kohle und Eisen



Baumwollpreise für middling, amerikanisch, 1904/05.

Wertvolle Geschenkwerke

Aus den Tagen Bismarcks. Politische Essays von Otto Gildemeister. Herausgegeben von der literarischen Gesellschaft des Künstlervereins Bremen. Gr. 8⁰. 232 S. m. einem Portrait Gildemeisters. Geheftet M. 4.40 In Originalleinenband M. 4.80

„... Aber es ist gleichwohl nicht die Form, die zumeist an diesen Artikel fesselt. Das Gewicht ihres Inhalts überwiegt durchaus. Sie begleiten die wichtigsten Hergänge in einer an großen Ereignissen so überreichen Zeit. Kaum eine der Fragen, deren Lösung über Wohl und Wehe unseres Volkes entscheiden sollte, bleibt unberührt, und von den Persönlichkeiten, die handelnd eingreifen, wird eine ganze Reihe wieder vor unseren Augen lebendig .... Wir wüßten kein Buch gleichen Umfanges, das so geeignet wäre, ohne Systematik politisch zu bilden und zu erziehen .... Sie reden zum Bürger, aber noch mehr zum Menschen; sie spenden staatsmännische Lehre, aber noch mehr Lebensweisheit. Sie holen ihre Vergleiche und ihre Belege aus all den weiten Gebieten der Bildung, die ihr Verfasser beherrscht. So spannen sie jeden, der für reiches und feines Geistesleben empfänglich ist."

Geh. Rat Prof. Dietrich Schäfer. Kölnische Zeitung. 16. Oktober 1908.

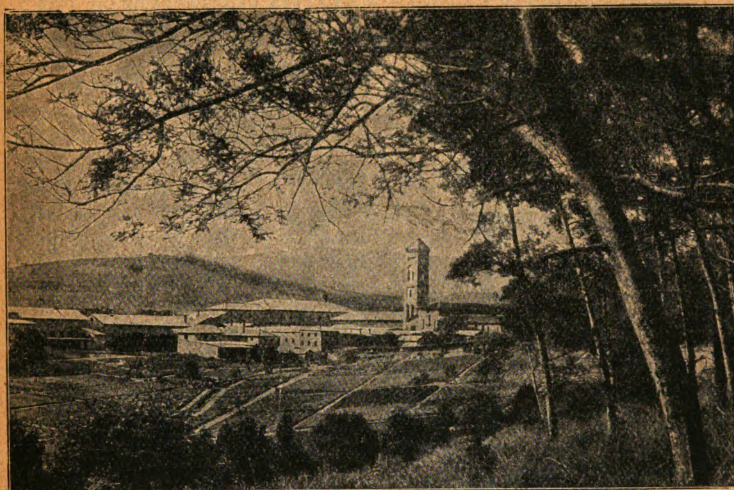
Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer. Von Prof. Dr. K. Hampe. (Bibliothek der Geschichtswissenschaft.) 8⁰. 277 S. In Originalleinenband Mark 4.—

„Professor Hampe führt seine Leser auf die Höhen des deutschen Mittelalters, in jene Zeit, die noch heute wie wenige andere die Phantasie zu fesseln vermögen, in die Tage der ersten Salier, des Investiturkampfes, da Heinrich IV. nach Canossa pilgern mußte, in die Tage Barbarossas und Friedrichs II. Die Darstellung ist wohl berufen, in dem heutigen Gegenwartstreiben etwas von dem tiefinnerlichen Anteil wiederzuerwecken, mit dem unsere Väter sich in die vergangenen Zeiten deutscher Kaiserherrlichkeit versenkten." Hamburger Nachrichten. 25. Dez. 1908.

Die Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. Paul Darmstaedter. (Bibliothek der Geschichtswissenschaft.) 8⁰. 248 S. In Originalleinenband Mark 4.—

„Prof. Paul Darmstaedter schildert den Werdegang und die Entwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie deren heutige Zustände und ihre Aufgaben für die Zukunft. Diesem Buche kann man uneingeschränktes Lob erteilen, es ist glänzend geschrieben und erschöpft in kurzer Darstellung das interessante Thema völlig. ... Gerade heute, wo dieses Land überhaupt für uns Europäer eine Bedeutung gewonnen, die es zu einem internationalen Faktor gemacht hat, muß ein solches Buch im höchsten Grade erfreuen, und wir wünschen deshalb auch der ganzen Folge bestes Gedeihen."

Univ.-Prof. Dr. Ottokar Weber, Prag.
Neue freie Presse. November 1908.



Marianhill. Aus Passarge, Südafrika.

Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde von Prof. Dr. Siegfried Passarge. gr. 8⁰. 367 Seiten mit über 50 Abbildungen, zahlreichen Profilen und 33 Karten. Geschmackvoll brosch. Mk. 7.20 In Originalleinenbd. Mk. 8.—

„Alles in allem genommen ist Passarges Werk das beste augenblicklich über Südafrika, seine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde als Ganzes geschriebene Buch. Es ist ein echt geographisches Werk im modernen Sinne."

Max Friedrichsen, Bern. (Deutsche Literaturzeitung. Nr. 3, 29. Jahrgang, 1908.)

„Unter Mithilfe der neuesten Beobachtungen, sowie unter Verwertung guter photographischer Aufnahmen hat der Verfasser ein überaus klares, auf der Höhe des heutigen Wissens stehendes Gesamtbild von Südafrika zu entrollen verstanden, das sicherlich Anklang finden wird. . . . . . So ist S. Passarge wie kein anderer lebender wissenschaftlicher Geograph vorgebildet und befähigt, ein kritisches Gesamtbild dieses an Bedeutung von Jahr zu Jahr wachsenden Gebietes zu entwerfen. Dazu kommen ihm seine ärztlichen Kenntnisse für die scharfe Erfassung der interessanten anthropologischen und ethnographischen Verhältnisse der Eingeborenen sehr zu statten. . . . . Man greife zu dem Buche selbst, das wohl niemand ohne Befriedigung aus der Hand legen wird."

Univ.-Professor Dr. Fritz Regel, Würzburg. (Frankfurter Zeitung, Nr. 312.)

„Wir dürfen Passarges neues Buch als wahren Schatzkasten und als Fundgrube für die neueste Belehrung über Südafrika betrachten." Hamburger Fremdenblatt, 3. November 1907.



Bücher für Naturfreunde



Biologie der Pflanzen. Von Prof. Dr. Migula. gr. 8°. 360 S. mit zahlr. Abb. nach Photographien und Zeichnungen. Buchschmuck von Gadso Weiland. Geh. M. 8.— Geb. M. 8.80



Aus Migula, Biologie der Pflanzen.

„So bringt der Verf. die wichtigsten und interessantesten Erscheinungen des Pflanzenlebens zur Sprache, wobei speziell die heimischen Verhältnisse Berücksichtigung finden. An unserem Auge ziehen in lebensvoller Darstellung die Entwicklungsprozesse der hauptsächlichen Pflanzenfamilien vorbei und ermöglichen ein selbständiges Beobachten der Natur . . . Es ist nur wärmstens zu wünschen, daß dies sehr schön ausgestattete, mit zahlreichen Photographien und Zeichnungen des Verfassers versehene Werk, das für jeden Naturfreund eine sehr anregende Lektüre, für den Studierenden und Lehrer aber ein gutes Lehr- und Nachschlagewerk sein wird, die weitgehendste Verbreitung finden möge."

Bretschneider. Zeitschr. f. d. landw. Versuchswesen in Österreich. 1908.

Die Abstammungslehre. Eine gemeinverständliche Darstellung und kritische Übersicht der verschiedenen Theorien. Von Dr. P. G. Buekers. 8°. 365 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geh. M. 4.40 In Originalleinenband M. 5.—

Ein solches Werk, das dem Naturfreund in dem auf diesem Gebiete herrschenden Wirrwarr widersprechender Meinungen und Theorien zurechthelfen soll, entspringt einem oft geäußerten Bedürfnis. Von seinem Lehrer, Professor de Vries, unterstützt, führt der Verfasser den Leser ein in die heute im Vordergrunde des Interesses stehende Kontroverse: Zuchtwahl und Mutation, und gibt an Hand zahlreicher Beispiele aus Tier- und Pflanzenwelt eine fesselnde Darstellung vom heutigen Stande der Evolutions- und Deszendenztheorie.

C.G.Naumann, Lpzg.

Der Deutsche Wald. Von Prof. Dr. M. Buesgen. 184 S. mit zahlr. Abb. u. Taf. In Originalleinenbd. M. 1.80

Verfasser führt uns durch die Kiefernwälder des Ostens, die Auenwälder der Elbniederung, durch den Spreewald, durch die Eichen-, Tannen- und Fichtenwälder unseres Mittelgebirges, durch die urweltartigen Bestände im Norden und Süden des Gebietes, selbst bis in unsere Kolonien, und wir lernen Wesen und Wert des deutschen Waldes verstehen, seine Eigenart lieben und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen beobachten. Überall ist auf die Beziehung des Waldes zum Menschen das Hauptgewicht gelegt. Wir werden in die Tätigkeit des Forstmannes eingeweiht, sehen den Köhler bei der Arbeit, wohnen dem Fällen, dem Transporte und der Verarbeitung der Bäume bei, bis uns ein Rundgang im Mannheimer Hafen die Bedeutung des deutschen Holzhandels zeigt.

Reptilien- und Amphibienpflege. Von Dr. P. Krefft. 152 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband. M. 1.80

Die Beobachtung des Tierlebens bildet eine unerschöpfliche Quelle stiller Freuden für jeden echten Naturfreund. Sie ist ihm eine willkommene Erholung nach des Tages Last und Mühen; sein Bestreben wird also darauf gerichtet sein, sie sich Tag für Tag verschaffen zu können. Hierzu dient das Terrarium. Um aber dauernd seine Freude an seinen kaltblütigen Pfleglingen haben zu können, bedarf es einer mehr als oberflächlichen Kenntnis ihrer Lebensgewohnheiten. Diese zu vermitteln ist die Aufgabe unseres Buches, das uns eine Anleitung gibt für die Anlage und Einrichtung der Behälter und der Pflege ihrer Insassen.

Aus Deutschlands Urgeschichte. Von G. Schwantes. 191 Seiten mit zahlr. Abb. In Originalleinenband Mark 1.80

Wie eine spannende Erzählung liest sich dies Buch, das uns unter Verwertung der neuesten prähistorischen und anthropologischen Forschung und unter Berücksichtigung der bisherigen Funde in lebensvollen Bildern die gewaltige Entwicklung vorführt, die unsere Vorfahren durchlaufen haben von dem ersten Auftreten des Menschen in Europa überhaupt bis zum Eindringen römischer Kultur in Deutschland. Wir lernen die Kulturen der Stein-, Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit kennen, durchwandern Jahrtausende und sehen wie sich allmählich der Kelte und der Germane aus einem unstäten Jäger zum seßhaften Ackerbauer entwickelt. Die Darstellung hält sich frei von allen unreifen Hypothesen und bietet nur das, was mit einiger Sicherheit von der Wissenschaft erkannt ist.

Naturwissenschaftliche Bibliothek.

Die Parasiten der Menschen und Tiere. Von Generaloberarzt a. D., Dr. von Linstow. Mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband. M. 1.80

Das Vorkommen von lebenden Tieren in lebenden Menschen und Tieren hat von jeher die Aufmerksamkeit der Naturfreunde auf sich gezogen, und besonders merkwürdig wird diese Erscheinung, wenn wir nach den Lebensbedingungen dieser Schmarotzer fragen, nach ihrer Entwicklung, ihrem Bau sowie nach der Art und Weise, wie sie in den Menschen- und Tierkörper hineingelangen und wie ihre Brut wieder ins Freie kommt. Wir erfahren, wenn wir uns eingehender mit den Schmarotzern beschäftigen, daß manche von ihnen ihren Trägern gar keinen Schaden bringen, während andere unbequem werden, noch andere aber nicht nur schlimme ...nkheiten, sogar den Tod zur Folge haben. Die gefährlichsten ...chmarotzer sind die winzig kleinen pflanzlichen, welche die ... n Krankheiten und furchtbarsten Seuchen hervorrufen, ar... underttausende zugrunde gehen können.

Bilder aus dem Ameisen... ... H. Viehmeyer. 160 Seiten mit zahlreichen Ab... ı Originalleinenband. M. 1.80

„Bilder aus dem Ameis... ...fasser eine Sammlung von kleinen Aufsätz... ...eck verfolgen, den Naturfreund in angen... ...ichtigsten aus dem eigenartigen Leben ... ...chen. Das Hauptgewicht ist auf d... ... es ging, hat der Schreiber ...eses ... ...etrachtungen verwertet; manche ... ...ois zum letzten Worte der Natu...

D... ... W. Zimmermann. Mit ... Text und auf Tafeln. In ... 1.80

Die Photographie ist durch die Erfindung der hochempfindlichen Trockenplatte so vereinfacht worden, daß viele die vorhandenen Schwierigkeiten unterschätzen. Mit dem einfachen — meist sinnlosen — Knipsen ist es nun doch nicht getan! Der Verfasser hat sich bemüht, die Bedingungen klarzulegen, die für eine gute Aufnahme notwendig sind; er will den Amateur von dem Zufall befreien und ihm dafür bei seiner Arbeit Sicherheit und Vertrauen geben. Für diese ist aber besonders nötig das Verständnis der optischen und chemischen Vorgänge, die das photographische Bild hervorbringen. Der Vermittlung dieses Verständnisses hat das Hauptbestreben des Verfassers gegolten.

Die dem Werkchen beigefügten Strichzeichnungen sind sämtlich Originale; sie sollen die optischen Darlegungen unterstützen. Die Fehlaufnahmen wollen dem Anfänger recht eindringlich vor Augen führen, wie sich die Nichtbeachtung der gegebenen Regeln bei dem Resultat der Arbeit rächt.